gen, das noch der Auswertung und Veröffentlichung harrt. Die vom Vorsitzenden (Ing. Fr. Kottmann, Hagen i. W., Eppenhauserstr. 31) gegebene Anregung, eigene Beobachtungen in der Aussprache mitzuteilen, führte zu einem lebhaften Gedankenaustausch, der die Teilnehmer fast fünf Stunden fesselte, so daß die Ausführungen des Herrn Lehrer Pielhau: „Beobachtungen über Flurnamen und alte Eisenschmelzen bei Linderhausen" für die nächste Versammlung zurückgestellt werden mußten, die einen ebenso genußreichen Abend versprechen. —

Osnabrück. Die „Arbeitsgemeinschaft der Freunde germanischer Vorgeschichte" ist außerordentlich rührig. Wir berichteten im Februarheft von der erfolgreichen Sommerarbeit, die Winterveranstaltungen erfaßten einen noch erheblich größeren Kreis, der allerdings bei der Eigenart der Osnabrücker Verhältnisse nur durch sorgfältige und aufopfernde Werbearbeit zu gewinnen war. Den Vortrag König am 15. Nov. 1932 besuchten 380, den Vortrag Rademacher am 4. Februar 33 trotz der Grippe 320 Personen. Dieser Erfolg hat die Arbeitsgemeinschaft ermutigt, an einen dritten Vortragsabend zu denken.

Dr. F. König-Soest sprach mit großer Klarheit und Übersichtlichkeit, unterstützt durch ausgezeichnete Lichtbilder, über „Altgermanische Kultur und Weltanschauung". Einleitend wandte sich der Redner gegen eine oberflächliche Auslegung des Begriffes „Kultur". Nach dieser Grundlegung behandelte er die reichen Zeugnisse aus der Bronzezeit, die vor zwei Menschenaltern noch durchaus nicht dem germanischen Bereich zuerkannt werden sollten. Der Wandel in der Anschauung wird besonders den nordischen Sachkennern und dem kürzlich verstorbenen Prof. Kossinna verdankt. Nach kurzer Erörterung der Externsteine führte König in die Grundgedanken Herm. Wirths ein. Wie wir die religiösen Anschauungen der Zeiten des Eigenglaubens jetzt dank Wirth ganz anders sehen können, so wird auch die Stellung der germanischen Frau heute ganz anders bewertet als früher. Der Vortragende betonte zum Schluß, daß die Beschäftigung mit Deutschlands Altzeit nicht Selbstzweck sei, sondern daß wir aus ihr zu lernen haben für die Aufgaben der Gegenwart.

Museumsdirektor Dr. Karl Rademacher-Köln sprach, ebenfalls an Hand sehr eindrucksvoller Lichtbilder, über „Grabschätze einer germanischen Königin (Osebergfund) und die Kunst der Frühgermanen". Also Denkmäler aus einer Zeit, die zwar geschriebene Urkunden hat, die Hauptzeugnisse der Geschichte, aber doch der Bodenfunde, der Zeugnisse der Urgeschichte, nicht entraten kann: die Zeit von dem Ausgangsjahr unserer Zeitrechnung bis in die Herrschaft der Karlinger.

Unter den Bodenfunden sind die wichtigsten die Verwahr- (Schatz-)funde und die Grabfunde. Den Baugedanken der Grabfunde zeigte der Redner zunächst an dem bronzezeitlichen Königsgrab von Seddin und dem Königshügel von Upsala aus der gleichen Zeit. Von grundsätzlicher Wichtigkeit waren die Ausführungen über die germanische Kunst: sie ist nicht ein barbarisch unvollkommener Abklatsch römischer Übung, sie gehorcht ganz anderen Gesetzen und kann nur aus ihnen begriffen werden. Diesen besonderen Stilwillen verdeutlichte der Redner an einer Reihe von Beispielen, Vorbereitung für die Schau auf das wahrhaft königliche Gerät, das neben schlichten Alltagsdingen das Grab der Königin Osa uns erhalten hat. Mit diesem Osebergfund ist der Geschichte germanischer Kunst ein einzigartiger Reichtum gegeben. Den heißt es innerlich gewinnen, daß wir nicht — mit dieser Mahnung schloß Dir. Rademacher — als wurzellose Menschen vor jeder fremden Kunst die Knie beugen. —

Auskunft über die Osnabrücker Arbeitsgemeinschaft gibt Frau Dr. E. Kringel, Herrenteichstr. 1.

Berlin. Am 10. 2. 33 beschäftigte sich der Vorstand der Ortsgruppe d. Fr. g. V. mit der neuen Lage. Es wurde beschlossen, nach innen eine stärkere Fühlungsnahme mit allen Freunden zu suchen und nach außen eine möglichst vielseitige Werbung zu entfalten. Herr Prof. Dr. J. Riem legte wegen seiner Umsiedlung nach Potsdam den Vorsitz nieder. Der Vorstand dankte ihm für seine mehrjährige Leitung der Ortsgruppe. Zum Vorsitzenden wurde Studienrat Edmund Weber, Bln.-Spandau, Roonstr. 16, gewählt. Da der Schriftführer, Herr Dr. Ulrich, im zweiten Vierteljahr 33 beruflich verhindert ist, den Schriftwechsel zu führen, werden alle Zuschriften an den Vorsitzenden erbeten.

Aus dem **Jahresbericht der 2. Kommission des Minden-Ravensbergischen Hauptvereins für Heimatschutz und Denkmalspflege** (erstattet von dem amtlichen Vertrauensmann Prof. Langewiesche-Bünde): „Auch die Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte tagte in unserm Gebiet. Mögen die Ergebnisse noch sehr umstritten sein, so zeigte doch die große Teilnehmerzahl, daß die Vereinigung es verstanden hat, weite Kreise unseres Volkes für die Erforschung der heimischen Vorzeit zu begeistern."

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1933 Mai / Wonnemond Heft 5

Die Feuerräder von Lügde

Von Rektor K. Wehrhan, Frankfurt a. M.

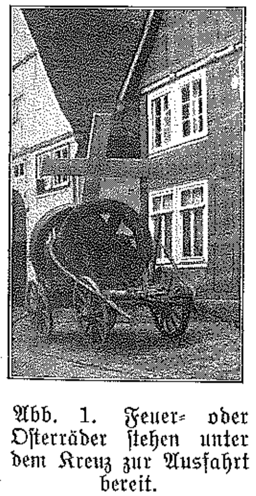


Abb. 1. Feuer- oder Osterräder stehen unter dem Kreuz zur Ausfahrt bereit.

Gelegentlich der Pfingsttagung der Freunde germanischer Vorgeschichte machen die Teilnehmer einen Ausflug nach Pyrmont und besuchen dabei die nahe gelegene Stadt Lügde, die „villa Liuhidi" im alten Wetigau. Diese Stadt, bereits zur Zeit Karls des Großen genannt, macht noch jetzt einen altertümlichen Eindruck mit ihren Wällen, Stadtmauern, Türmen u. a. Aber auch Sitten und Bräuche zeigen in die Vergangenheit zurück, ganz besonders die Ostersitte der Feuerräder. Am ersten Ostertage läßt man nämlich, sobald die Dämmerung eingebrochen ist, an einer bestimmten Stelle der umliegenden Höhe, nämlich am Osterberge, brennende Räder ins Tal hinabrollen. Die Vorbereitung und Ausübung dieser Sitte wird von dem Osterdechenverein, der zunftmäßigen Einrichtung der Osterbrüder, übernommen und überwacht. Im folgenden möge der Verlauf des altehrwürdigen Brauches geschildert werden.

Am „Stillen Freitage" sammeln die Osterdechen im Laufe des Nachmittags im Orte Stroh. Die Einwohner spenden reichlich, soweit ihnen das möglich ist; wer kein Stroh mehr abzugeben vermag, opfert Geld. Dann wird das Stroh nebst den Osterrädern auf den Osterberg gefahren. Die Räder sind von Holz, verhältnismäßig recht breit. Die kräftigen Felgen werden durch vier, ein Kreuz bildende Speichen zusammengehalten. Durch die Nabe ist eine fünf bis sechs Meter lange Stange gesteckt. Es ist reichlich Stroh nötig, denn jedes der sechs Räder erfordert wohl 15 bis 16 Bund. Die Dechen umwinden nun die Räder mit Stroh, d. h. eigentlich ist der Ausdruck umwunden nicht ganz passend, denn das Stroh wird durch die Speichen der Räder gesteckt und dann mit den sogen. „Kranzwien", d. h. dünnen Weidenruten, an der Stange befestigt.

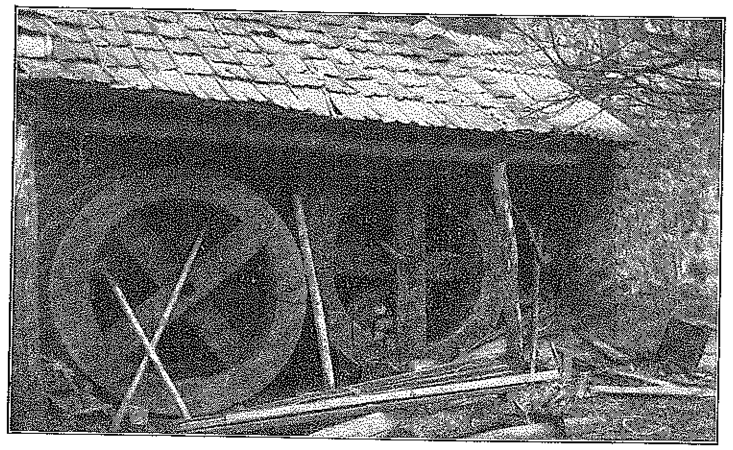


Abb. 2. Ein langes Jahr hindurch verharren die Osterräder in Ruhe. Es besteht wohl kein Zweifel, daß sich in den Rädern ein uraltes Erbe kultischen Brauches bis heute bewahrt hat, das im Zusammenhang mit dem von Herman Wirth gedeuteten nordatlantischen Jahresideogramm steht.

Nach diesen Vorbereitungen auf dem Osterberge gehen die Dechen ins Tal hinunter, wo ein gemeinsames Mahl eingenommen wird. Allerdings bleiben zwei oder vielleicht auch mehr zur Bewachung der Räder zurück, damit das Stroh nicht etwa von böswilliger Hand vorzeitig angezündet wird. Im Tale ist ein mächtiger Haufen Reisig aufgeschichtet, der abends aufflammt, sobald sich der eigentliche Vorgang abspielen soll.

Natürlich hat sich am Fuße des Berges, an den Ufern der das Tal durchfließenden Emmer, eine gewaltige Menschenmenge angesammelt, um Zeuge des eigenartigen Schauspiels zu sein. Es fehlt auch die lustige Musik nicht, die die Leute mit ihren Weisen unterhält. Soll das Abbrennen beginnen, so spielt sie einen alten Choral:

Dies ist der hohe Osterberg,
Auf dem die Dechen hausen,
Des Abends, wenn es dunkel ist,
Die Räder 'runtersausen —
Triumph der alten Sitte.

Das älteste Vorstandsmitglied der Dechen zündet nun den Reisighaufen an, worauf auch oben auf dem Berge ein Feuer aufleuchtet. Es wird ein Böller gelöst, und dieser Schuß ist ein Zeichen, daß das erste Rad seine Feuerreise ins Tal antreten soll. Einer der Dechen, die oben auf dem Berge geblieben sind, nimmt ein kleines Bund Stroh, entzündet es an dem Feuer, läuft schnell zu dem ersten Rade und setzt dessen Stroh in Brand. Augenblicklich flammt das Rad lichterloh auf. Ein Stoß mit einer langen Gabel setzt

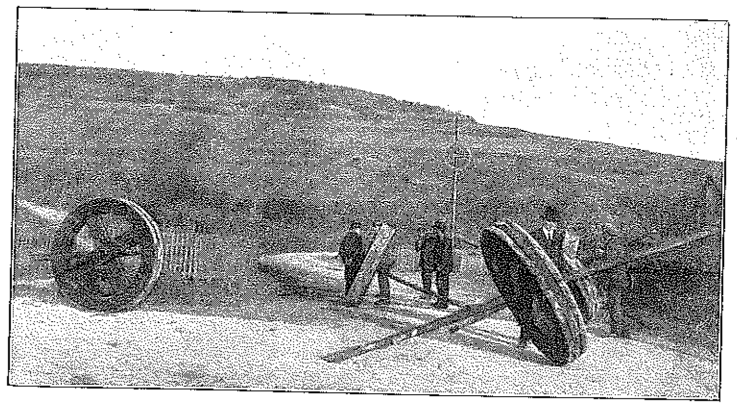


Abb. 3. Die durch die Räder gesteckte lange Stange ermöglicht ein bequemes Rollen derselben und trägt dazu bei, daß die „Feuerreise" durch sonst mögliches Umfallen des Rades nicht ein vorzeitiges Ende findet.



Abb. 4. Man sieht, daß zwischen Radspeichen und Führungsstange reichlich viel Stroh angebracht wird, so daß eine genügend lange Brenndauer während des Hinabrollens gewährleistet ist. Daß die Jugend hier besonders auf ihre Kosten kommt, ist ebenfalls ersichtlich.

es in Bewegung, und wie eine feurige Walze rollt es erst langsam, dann immer schneller den Abhang herunter, flammende Lichter hinter sich lassend — Stroh, das sich von der Walze gelöst hat. Die Unebenheiten des Berghanges werden von dem Rade spielend überwunden; es geht in Sprüngen über Gräben und Abhänge, über Hecken und andere Hindernisse. Daß das Rad nicht umschlägt, verhindert die an jeder Seite etwa drei Meter weit herausragende Stange. Unter dem lauten Jubel des Volkes kommt das Rad unten im Tale an. Hier wird es von den Dechen erwartet, die mit Mistgabeln bewaffnet sind, mit denen sie das noch nicht verbrannte, noch lichterloh flammende Stroh von den Rädern reißen, um zu verhüten, daß letztere nicht zu sehr beschädigt werden; denn wenn ein Rad zu großen Brandschaden erleidet, muß es ausgebessert oder erneuert werden, und das kostet nicht wenig.

Sobald das erste Rad seinen Weg gemacht und seinen Dienst erfüllt hat, kommt das zweite an die Reihe, bis alle sechs Räder unten im Tale angekommen sind. Dann begeben sich auch die Dechen oben von dem Berge nach unten ins Tal, und in gemeinsamem Zuge, die Musik voran, zieht man in die Stadt zurück, wo dann der gesellige und vergnügliche Teil der Sitte beginnt.

Wie alt die sinnige Sitte hier in Lügde ist, läßt sich nicht mehr feststellen; doch ist anzunehmen, daß sie bis weit in die Vorzeit hineinreicht. Wir sind zu dieser Vermutung berechtigt, weil sich der Brauch der Feuerräder auch in vielen anderen Gegenden Deutsch-

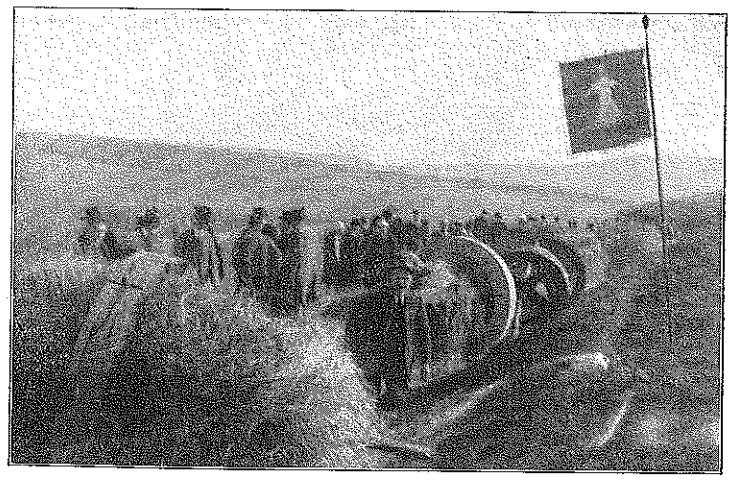


Abb. 5. Die Feuerräder stehen auf der Höhe des Abhanges, wo auch in der Regel ihre „Füllung" mit Stroh geschieht. Das Rad im Vordergrunde ist bereits fertig zur Talfahrt. Man beachte die aufgesteckte Marienfahne, die erkennen läßt, wie uraltem Volksbrauch der „neue Glaube" aufgepfropft erscheint.

lands erhalten hat[1]). Die Brüder Grimm z. B. berichten von einer ähnlichen Sitte in dem Moseldörfchen Konz, wo die Feuerräder allerdings nicht an Ostern, sondern Johanni gebrannt werden. Am Johannistage ziehen die Männer von Konz auf den nahe gelegenen Berg und umwickeln ein mächtiges Rad mit Stroh, das von der Gemeinde geliefert wird. Durch die Radnabe wird eine Stange gesteckt, die an beiden Seiten drei Fuß vorsteht. Die Stange wird von zwei Männern gefaßt, während andere mit Strohfackeln bereitstehen. Der Bürgermeister gibt ein Zeichen zum Anzünden der Fackeln sowie des Rades, das dann schnell in Bewegung gesetzt wird. Während einige Männer oben bleiben, folgen die anderen fackelschwingend dem Rade, das zur Mosel herunterrollt. Jedermann wünscht, daß es brennend das Wasser der Mosel erreiche, denn dann gibt es ein gutes Weinjahr.

Andere Orte, an denen Feuerräder zu Tal rollen, sind der Lünsberg bei Ramsdorf, dann Mittenwald (Oberbayern), ferner in Kärnten. Daß dieser Brauch auch auf lippeschem Boden, auf dem Benzenberg bei Brakelsiek zwischen Schieder und Schwalenberg geübt wurde, soll nicht unerwähnt bleiben.

Vielfach wird heutzutage auch eine Teertonne benutzt, die man den Abhang eines Berges herunterrollen läßt. Das leere Teerfaß, das an der inneren Wand und am Boden noch immerhin reichlich verhärteten Teer enthält, wird mit Stroh gefüllt, das man in Brand setzt. Dann läßt man es in ähnlicher Weise den Abhang heruntersausen wie die Räder. So berichtet es Mannhardt von Hildesheim. Aber auch sonst kennt man diesen Brauch.

Vielleicht darf noch daran erinnert werden, daß wir Jungen beim Osterfeuer gerne etwas Ähnliches machten. Wenn wir eine Teertonne kriegen konnten, so wurde sie ebenfalls mit Stroh und Reisig gefüllt und angezündet den Abhang hinuntergesandt. Wir umwickelten aber auch wohl Holzreifen, Faßbänder oder selbstgemachte Ringe mit Stroh, womöglich mit Teer getränkt, zündeten sie an und ließen sie dann ebenfalls den Berg hinabrollen, was uns allerdings häufig genug verboten wurde, weil dadurch leicht ein Heidebrand entstand. Immerhin aber war es unbewußt eine Fortführung alter Sitte.

Die Feuerräder, wie überhaupt die verschiedenartigen Feuer, die im Laufe des Frühlings an einzelnen Tagen entflammen, sollen dazu dienen, das Gedeihen der Äcker zu fördern und die Arbeit des Landmannes zu segnen. Sie werden aber auch mit der Liebe der Menschen in Beziehung gebracht, denn sie sollen alle Lebensarbeit freudiger gestalten und Glück in jeder Weise, auch in der Ehe, bringen. Darum finden wir z. B., daß die feurigen Räder, die in Fleringen, Kreis Prüm in der Eifel, zum Hinabrollen gebracht werden, von dem Letztverheirateten, also dem jüngsten Ehemanne der Gemeinde, in Bewegung gesetzt werden müssen, was natürlich nur mit dem zu erwartenden Kindersegen in Verbindung zu bringen ist[2]).

Wie schon angedeutet, handelt es sich bei den Feuerrädern wie bei allen vorsommerlichen Feuern darum, die feindlichen Mächte, die dämonisch in der Natur wirken, abzuwehren und unschädlich zu machen. Diese feindlichen, winterlichen Mächte werden vielfach durch ein Strohgebilde verkörpert, das dann vernichtet wird. So banden die Burschen und Mädchen in Eisenach früher einen Strohmann an das Rad, bevor sie es brennend den Mittelstein herunterrollen ließen[3]).

Brennende Räder werden in verschiedenen Gegenden nicht nur an Ostern angezündet und ins Tal gelassen, sondern auch an Fastnacht oder am Johannistage[4]).

[1]) „Die Lorscher Klosterchronik, nach der das Scheibenwerfen am 21. März 1090 den Brand der Klosterkirche veranlaßt hatte, berichtet von ihm wie von einem alten Brauch." (E. Mogk, „Sonnenkult" im Reallexikon d. germ. Altertumskde. IV, S. 201 [1918/19]).

[2]) (Vgl. Sartori, Sitte und Brauch III, S. 108 f., = Handbücher zur Volkskunde VII/VIII.)

[3]) (Vgl. Sartori a. a. O. III, S. 130; ferner Witzschel, Thüringen II, S. 192 f.)

[4]) (Vgl. Sartori a. a. O. III, S. 107, 150, 228, wo weitere Nachweise.)

Die Räder, Scheiben, Reifen u. a. Gegenstände, auch die etwa an ihre Stelle getretenen Teerfässer, sind offenbar Sinnbilder der Sonne, die im Frühling wieder zu ihrem segenbringenden Sommerbogen aufsteigt[1]).



Abb. 6. Die Jugend freut sich über Radkuchen („Krengel") in Gestalt des Osterrades, ohne natürlich zu ahnen, welche altvererbte kultsymbolische Bedeutung (Sonnenjahr) diesen Radkuchen innewohnt.

Sinnbildliches auf dem Bilde von Elstertrebnitz

Von Dr. J. O. Plaßmann

Ein Zufall wollte es, daß im Februarhefte dieser Zeitschrift (neben meinem Aufsatze „Sinnfälliges und Sinnbildliches") zu Wilhelm Teudts Aufsatz „Der Heidenstein von Arnau" noch einmal das Bild von Elstertrebnitz als ein Beispiel germanisch-christlicher Religionsannäherung gebracht wurde. Dieser Zufall war mir ein Anlaß, den Formenbestand des genannten Bildes eingehend mit der von mir im Bilde vorgeführten Formenreihe zu vergleichen. Im höchsten Maße überraschend ist es nun, daß wir auf dem Bilde von Elstertrebnitz fast den gesamten Formenbestand jener Reihe wiederfinden, deren vollständigster Ausdruck die Bilder am Taufstein von Selde sind. (Vgl. „Germanien" 1933. 2. S. 39.)

Man wird hier schwerlich noch von einem Zufall reden dürfen: aber das eigentlich Erstaunliche daran ist die Erkenntnis, daß wir unsere eigenen frühen Denkmäler in ihrem Sinnbestande sozusagen erst wieder sehen lernen müssen. Es ist ferner die Tatsache, daß gerade die bildarme germanische Kunst, die von jeher eine Abneigung gegen die Verbildlichung religiösen Denkens hatte, uns allmählich eine Bildersprache offenbart, die besser als verderbte und versinnlichte Mythen in die Ursprünge höheren religiösen Denkens hineinschauen lassen. Das ist ein religionsgeschichtlich neuer Gesichtspunkt, den Teudt zweifellos richtig geahnt hat. Denn in der Tat müssen wir unsere Vorstellungen von jenem

[1]) (Vgl. dazu: Gaidoz, Le dieu Gaulois du soleil et le symbolisme de la roue in Revue archéologique 1884/85, und Helm, altgermanische Religionsgeschichte I, 176, 1867; ferner Sartori a. a. O. III, S. 149, 228, 271.)

geistigen Vorgange, den man „Bekehrung" nennt, grundlegend ändern, wenn wir erkennen, daß die neue Religion sich nicht nur — was längst bekannt war — an die äußeren und äußerlichen Örtlichkeiten alter Glaubensübung angeschlossen hat; daß sie vielmehr **selbst** die sinnbildlichen Formen des vorhergegangenen Glaubens benutzte, um sich den ehemaligen Trägern dieses Glaubens verständlich zu machen. Das ist weit mehr, als eine äußerliche Übernahme verschwindender Formen; es ist ein inneres Erfassen des schöpferischen Gedankens, der in der überwundenen oder zu überwindenden Religion lebte. Es ist also das genaue Gegenteil des „Ausrodens", das eine blindere Zeit als Voraussetzung der „Bekehrung" ansehen zu müssen glaubte; es bedeutet eine grundsätzliche Anerkennung der „anima naturaliter christiana", von der ein erleuchteterer Kirchenvater sprach, auch bei den germanischen „Heiden".

Diese Folgerungen ergeben sich wenigstens dann, wenn ein wesentlicher Teil im Formenbestande dieses zweifellos christlichen Bildes als nördlich, und damit als germanisch nachgewiesen werden kann. Dieser Formenbestand aber ist hier so zahlreich und so sinnvoll, daß mir kein Zweifel daran möglich scheint. Betrachten wir zunächst etwas näher den „Thron", über dem Gott-Vater oder Christus erscheint: ein Aufbau von fünf Stufen, auf dem ein rechteckiger Stein steht, an dessen Vorderseite ein halbkreisförmiger Raum ausgespart ist. Bis auf die Zahl der Stufen entspricht dieser „Thron" genau dem im vorigen Jahre freigelegten Felsensarge am Fuße der Externsteine (Abb. in Heft 3 dieser Zeitschrift, Jahrgang 1932). Zeigt das Elstertrebnitzer Bild eine richtige, anscheinend von allen Seiten zugängliche Stufenpyramide, so hat der „Felsensarg" vorne zwar nur zwei Stufen, doch ist auch er durch die seitlichen Stufen als ersteigbar gekennzeichnet.

Diese Stufenpyramide spielt nun im germanischen Recht, dessen religiöser Ursprung immer deutlicher wird, eine wichtige Rolle. Sie ist als „stafflum regis" im fränkischen Rechte der Standplatz des richtenden Königs. Heute noch erinnern die „Staffelsteine" an die alte Form dieser Gerichtssteine, die meist mit einem Pfahl („Stock und Stein") gekrönt waren — ursprünglich waren sie damit anscheinend als Sitz der Gottheit gekennzeichnet. Der französische „perron", der „breite Stein", hat ja ebenso wie das „stafflum" später die Bedeutung einer Treppe gewonnen; der abgestufte Steinsockel ist jedenfalls, auch wenn er später als Sinnbild des von Westen her eingeführten Gottesfriedens auftritt, als germanisch, oder vielmehr als altnordisch nachgewiesen[1]).

[1]) Als letzte, grundlegende Untersuchung vgl. vor allem Herbert Meyer, Freiheitsroland und Gottesfrieden. Hansische Geschichtsblätter 56 (1931), S. 15 ff., Anm. 40; S. 60 f. Anm. 181; S. 63 f, Anm. 195 .— Ders., Die Eheschließung im Ruodlieb und das Eheschwert. Zs. d. Savignyst. für Rechtsgeschichte 52 (Germ. Abt. 1932), S. 284. Anm. 2. Zu der dort gegebenen Deutung der „piramis" als Stafflum, sozusagen als privater Hausaltar, sei bemerkt, daß in ahd. Glossen „piramis" als „irmansul" glossiert wird (irmansûli pyramides, mons. 360; avarûn, irmansûli Pyramides, Doc. 203/b. Vgl. Grimm, Deutsche Mythologie 4, S. 95 f). Wir verstehen jetzt vielleicht, was der Verfasser der Kaiserchronik meint, wenn er vom Zauberer Simon schreibt (Maßmanns Ausg. V. 4432): „ûf eine yrmensûl er steic, daz lantvolc im allesamt neic". Er betritt nach unserer Auffassung einfach das „Stafflum Regis", dem das Volk seine Huldigung darbringt! Und wenn es ebendort (V. 624) von Caesar heißt: „Rômere in ungetruweliche fluogen, ûf einer irminsûl sie in begruoben", so möchte man zunächst daran denken, daß der Steinhaufen mit dem Pfahl tatsächlich ursprünglich das Grabmal des Ahnherrn und das Hausheiligtum darstellte (Herb. Meyer a. a. O. S. 235). Aber es heißt ausdrücklich „**auf einer Irminsul**" — sollte man da wirklich einen Blick auf unseren Felsensarg werfen dürfen? Ist er als ausgebildetes „Stafflum" etwa überhaupt ein Sinnbild des Ahnengrabes? Ein sehr wichtiger Beleg ist in dem Rechtsbuch der Stadt Herford (15. Jh.) zu sehen: eine Miniatur, die Bürgermeister und Schöffen bei einer Gerichtssitzung zeigt; auf dem halbrunden Tische steht vor dem Bürgermeister eine dreistufige Pyramide von etwas mehr als Handhöhe. Sie trägt oben ein **Rechtkreuz**, auf der dem Beschauer zugewandten Seite ein Ordenskreuz (eisernes Kreuz). Vor der Pyramide, dem Beschauer zugewandt, liegt das Schwert, mit einem Bande schlangenartig umwunden (Abb. bei Paul Zaunert, Westfälische Sagen, S. 105). Man hat hier offenbar die Pyramis, das Stafflum, für so unumgänglich gehalten, daß man es wenigstens in Miniatur in den geschlossenen Raum mitgenommen hat; das Schwert liegt hier sinngemäß bei dem Staffelstein. Vielleicht wurde vor der Sitzung wenigstens symbolisch noch das Schwert an dem Steine geschärft.

Die auffallendste Übereinstimmung besteht jedoch in der Vorderseite mit dem halbkreisförmigen Bogen, der dem ebenfalls leeren Bogen am Taufstein zu Selde entspricht. Religionsgeschichtlich scheint das gesamte Motiv in das Gebiet der „Leerthrone" zu fallen, die sinnbildlich als Sitz der unsichtbaren Gottheit aufgefaßt wurden. So faßt Schuchhardt m. E. mit Recht die Menhire durchweg als „Seelenthrone" auf (die phallische Deutung erscheint mir als viel spätere, entartete Schicht des Denkens). Gerade der Pfahl auf dem germanischen Staffelstein erscheint mir ursprünglich viel mehr als ein **Sinnbild** des unsichtbaren Gottes, denn als „Pfahlgötze" oder „Fetisch" — Begriffe, die man nach meiner Überzeugung ganz willkürlich aus der Vorstellungswelt niederer Völker unserer wissenschaftlichen Begriffswelt aufgedrängt hat. Wäre die Auffassung dieses Kultpfahles so primitiv-götzenhaft gewesen, so wäre der Pfahl, der auch als Kreuz (galgo) erscheint, nicht ohne weiteres zum christlichen Kreuze umgedeutet worden; man hätte ihn vielmehr mit allen Mitteln beseitigt. Es handelt sich auch hier um eine ganz echte Übernahme eines Sinnbildes aus verwandter Urvorstellung heraus — niemals aber ist das Sinnbild von etwas geistig oder sittlich Minderwertigem zum Sinnbild von etwas geistig und sittlich unendlich Höherwertigem geworden; man kennt geistesgeschichtlich wohl Herabstimmungen, nirgendwo aber Heraufstimmungen einer sittlichen und geistigen Vorstellung.

Der **Thron mit fünf Stufen** ist nun freilich auch **iranisch** in dieser Bedeutung als Leerthron nachzuweisen; im Kulte des Mani hat er sich lange erhalten. „Alljährlich wurde das Erinnerungsfest des Stifters gefeiert, das nach dem **leeren**, geschmückten Stuhl, der die **unsichtbare** Gegenwart Manis bezeichnete, „Bema" genannt wurde. Die **fünf Stufen** des Stuhles bezeichneten die fünf Grade des Lichtäthers"[1]). Der Weltberg mit den fünf Stufen erscheint als „Olympos eschatos" bereits bei Parmenides und Anaximenes[2]). Ich glaube nun freilich nicht, daß in unserem Falle, beim Bilde von Elstertrebnitz, der fünfstufige Gottesthron iranischen Ursprungs ist, etwa durch Byzanz vermittelt; der leere Thron ist allerdings schon auf einer alten christlichen Gemme in der Bedeutung als Sitz für die unsichtbare Gottheit abgebildet. „Der Stein zeigt in sehr guter Arbeit einen Thron in Vorderansicht. Auf dem Sitze des Thrones liegt ein Kranz, in welchem das aus I und X gebildete sternförmige Monogramm Christi eingeschrieben ist[3])." Dies Monogramm ist die bekannte Rune „hagal" = ✱, die auch im Nordischen die Bedeutung „Gott" hat. An Stelle dieses **Kranzes** als Zeichen der unsichtbaren Gottheit tritt auf der germanischen Stufenpyramide der **Pfahl**. Jedenfalls vermag ich nicht einzusehen, wenn wir schon unsern eigenen religiösen Altertümern Vergleiche aus der Fremde geben müssen, weshalb wir diese dann ausgerechnet bei den Völkern Afrikas und der Südsee suchen, und nicht bei den uns nahestehenden, religiös hochentwickelten Indogermanen. Etwa weil ein simpler Pfahl nun einmal etwas „Primitiveres" ist als ein Kranz oder eine Krone?

Bleiben wir also zunächst bei dieser Arbeitsunterstellung: die Stufenpyramide ist ursprünglich der Leerthron der Gottheit. Einen Schritt weiter auf dem Wege zur Verbildlichung, und es erscheint die Gottheit selbst auf diesem Throne — freilich nicht sitzend oder stehend oder sonstwie naturhaft aufgefaßt, sondern in einer durchaus sinnbildlichen, dem reinen Gedanken nahestehenden Fassung. Und diese sinnbildliche Auffassung führt uns wieder zu der in meinem vorigen Aufsatze behandelten Formenreihe zurück: es ist eine bildliche Erweiterung des rechtwinklig emporgerichteten Armpaares, wie es uns in der rein abstrakten Form auf dem Taufstein von Selde, in einer naturalistisch verdeutlichten

[1]) Jeremias, Allgemeine Religionsgeschichte, S. 133.
[2]) Diels, Fragmente der Vorsokratiker, S. 19.
[3]) F. J. Dölger, ICHTHYS I., S. 343.

Fassung in dem Tübinger Sonnenstein entgegentritt. Hier ist noch ein Schritt weiter getan: der gleichmittige *Sonnenkreis* ist zum *Nimbus* geworden, in dessen Mitte das Antlitz erscheint; die linke Hand trägt das Buch mit dem A und O (der Arm ist deshalb verkürzt: die Sachen stoßen sich, weil die Gedanken zusammengefügt werden müssen); aber das Verhältnis der Bildteile zueinander ist unbedingt das gleiche, und kaum ist es ein Zufall, daß diese Motivzusammenstellung, die auf den beiden anderen Steinen den hohen Sommer bedeutet, auch hier auf der Spitze des „Weltberges" erscheint.

Ich darf hier eine Stelle aus der mystischen Literatur anführen, um zu zeigen, wie diese bildhaft-abstrakten Vorstellungen wirklich in der Vorstellungswelt des Mittelalters weitergelebt haben und fruchtbar gewesen sind. In einer Vision[1]) heißt es: „Ich sah einen großen *Berg*, der war hoch und breit und von unsäglich schöner Gestalt. Auf den Berg gingen *fünf Wege* hoch hinauf, die alle auf den edlen Berg zu dem höchsten Sitze führten, der da droben war. Sie gingen hoch und höher und noch höher und zu allerhöchst, so daß jener selbst der allerhöchste war und das höchste Wesen selbst. Und ich ward aufgenommen und auf den Berg geführt. Da sah ich ein *Antlitz* in ewiger Wonne, in dem alle die Wege enden und in dem alle diejenigen, die die Wege vollendeten, eins wurden." Es ist „das wahrhaftige Antlitz, das alles durchschaut und durchleuchtet . . . das war anzusehen wie eine große feurige Flut". All dies deutet auf eine sonnenhafte Bedeutung, denn Helios, die Sonne ist es, die nach dem großen orphischen Hymnus „alles durchschaut und alles überschaut". Aus dem übrigen Inhalt ergibt sich, das die fünf „Wege", die „hoch und höher und noch höher" hinaufgehen, nur fünf *Stufen* sein können; das „feurige Antlitz" oben auf dem Stufenberg aber dürfte nichts anderes sein, als der Sonnenkreis, der uns in Selde und Tübingen noch erkennbar erhalten ist, während er in Elstertrebnitz wirklich als „Antlitz" im strahlenden Nimbus erscheint. —

Die motivische Übereinstimmung geht noch weiter: auf dem zweiten Felde des Steins von Selde erscheint der sich entwickelnde „Lebensbaum", der als „Irminsul" am Externstein wiedererscheint — eine Bezeichnung, gegen die ich einige Bedenken allerdings nicht ganz unterdrücken kann. Dies Gebilde erscheint hier in einer der abstrakten Urform wesentlich näher stehenden Gestalt, als sog. „Lilie", die ja in der ornamentalen Gestaltung der fränkischen Oriflamme am bekanntesten geworden ist[2]). Sie zeigt auch hier die Form des erblühenden Baumes, doch sind die drei „Wurzeln" besser zu erkennen, als auf den anderen Bildern. Wir haben also auch hier die Formelreihe: aufblühender Lebensbaum — erhobenes Armpaar; dürfen wir vermuten, daß in dem Crucifixus rechts von dem Throne die Formelreihe fortgesetzt wird, daß der sterbende Christus also das sterbende, sich senkende Jahr bedeutet; daß er vom Kreuzesholze in die „Unterwelt" hinabsteigt?

Wo so viel sinnvolle Übereinstimmung ist, werden wir nicht alles dem Zufall zuschreiben können. Noch auf eins sei hingewiesen: die merkwürdige Verschnürung, die der Gott-

1) J. O. Plaßmann, Die Werke der Hadewych (Hannover 1923), S. 87; vgl. auch die Anmerkungen dazu, S. 135 f.

2) Ich vermag hier Herbert Meyer (Heerfahne und Rolandsbild: Nachr. v. d. Ges. d. Wiss. zu Göttingen, Phil.-Hist. Kl. 1930) nicht ganz zu folgen, wenn er (S. 497) die Lilie als drei „Flammenzungen", einen früheren Feuerbrand erklärt. Gerade die abstrakte Form ᛉ oder ᛦ erscheint nämlich als „eolhsecg" im ags. Runenlied (Kluge, Angelsächs. Lesebuch 4/1915, S. 139):

Eolhsecg eard haefđ oftust on fenne
wexeđ on wature, wundađ grimme,
blôde brenneđ (?) beorna gehwylcne,
đe him aenigne onfeng gedêđ.

Elchschilf hat Erde sehr oft im Sumpfe (Venn, Moor),
Wächst am Wasser, verwundet grimmig,
Brennt (?) mit Blute, jeden der Menschen,
Der ihm einigen Empfang tut (es anfaßt).

Christus auf der Brust trägt. Denkt man sich die mittlere Linie auch nach oben verlängert, so ergibt sich das *Christogramm* oder die *Hagal-Rune*, die ja schon auf der oben erwähnten altchristlichen Gemme das Zeichen des unsichtbaren Gottes ist. In diesem Falle bestände die Verbildlichung darin, daß aus dem *Gotteszeichen* das *Gottesbild* selbst herauswächst; ursprünglich mag, wie auf der altchristlichen Darstellung, das Zeichen allein auf dem Leerthron sich befunden haben. Dem sei wie ihm wolle: wenn wir hier wirklich das Kreuz Christi in eine vorchristliche religiöse Vorstellungsreihe eingereiht finden, so würde das unsere Annahme bestätigen, daß die Verkünder des christlichen Glaubens, die *dieses* Denkmal schufen, in der Tat sich einen von ihnen vorgefundenen religiösen Gedanken in hohem Maße zu eigen gemacht haben, um ihre eigenen Gedanken darin sichtbar werden zu lassen. Evolution statt Revolution! Es ist schwer auszudenken, welches Bild sich ergeben hätte, wenn dieses Verfahren allgemein angewandt wäre. — Aus welcher Zeit der Elstertrebnitzer Stein stammt, muß ich dem Urteil der Kunstgeschichtler überlassen; immerhin stammt auch der Stein von Selde aus dem beginnenden 13. Jhd. und zeigt doch fast rein ein Gedankengut, das aus christlichem Ursprunge gar nicht erklärt werden kann. Daß dies Gedankengut nicht auf einmal mit der Wurzel ausgerissen ist, zeigt ja die Geschichte unserer Mystik, die alte Denkformen im religiösen Geistesleben weiterentwickelte, wie es etwa die Kunst der Steinmetzen und Zimmerleute im religiösen Bauen tat.

Übrigens erscheint die Stufenpyramide auch auf frühen nordischen Denkmälern, so auf einer irischen Harfe aus dem 13. Jhd. in Trinity College zu Dublin; sie hat drei Stufen und trägt oben eine emporgereckte Hand und darüber das Zeichen ᛉ, das wir für die abstrakte Urform der Hand halten (Abb. bei H. Wirth, Der Aufgang der Menschheit Bildbeilage VI, 3 bei S. 162); auch hier wohl mit dem hohen Sommer zusammenhängend. Das sechsgeteilte Rad ist geradezu ein Wahrzeichen des Gottesfriedens geworden, wie der „Perron", mit dem es häufig zusammen auftritt; ein solcher „Perron" als Stufenpyramide erscheint auch auf einem schwedischen Grabstein[1]). Auf keinen Fall wird man eine religiöse Haltung, deren Grundsatz die Bildlosigkeit oder vielmehr die Sinnbildhaftigkeit ist, aus der geistigen Haltung der bildhaften Religionen heraus verstehen — und noch weniger aus der solcher Naturvölker, die in religiöser Dumpfheit verblieben sind. Es gehört ein *grundsätzliches Umdenken* dazu; und das wird immer zum guten Teil auch eine Sache des guten Willens sein.

Dies Eolhsecg werden wir für eine Wasser-Schwertlilienart oder ein Riedgras halten dürfen; die genauere Bestimmung ist nicht ohne Schwierigkeit. Zum „Schwert" würde der Name stimmen, denn secg, neuengl. sedge, ahd. sahar, bedeutet dasselbe, es ist von dem Stamme sec (secare schneiden, sägen) abgeleitet. — Man wird also folgendes feststellen können: das abstrakte Grundmotiv, ᛉ, kehrt als konkretes Bild, sowohl in der Elchsegge wieder, wie auch in dem Dreiflamm, wie auch endlich in der „Rute" mit den drei Astansätzen (vgl. H. Meyer a. a. O. Anm. 4); es ist sowohl Zeichen des Sieges, wie Abzeichen des siegtragenden Herrschers. Ich werde diesem Motiv bei nächster Gelegenheit eine besondere Abhandlung widmen. Als Frühlingssinnbild ist der „Dreisplant" teilweise noch volkläufig.

1) Herbert Meyer, Freiheitsroland, S. 63, Anm. 195. Auch Pilger tragen es als Abzeichen des Gottesfriedens am Hute; es wird auch auf Glocken angebracht, ein dänischer Grabstein zeigt das Radkreuz am Kreuzbaum, was wieder an den Baum von Questenberg erinnert (ebd.). Gerade dies gibt zu denken: wenn der Sechsstern auf dem christlichen Leerthron die unsichtbare Gegenwart Gottes andeutet, warum soll er das nicht tun, wenn er am heiligen Pfahl der Germanen erscheint? Der Sechsstern *im Kranze* ist ja ein richtiges Radkreuz. Anderseits ist auch der Glockenturm (engl. steeplc, agſ. stŷpel, zu stéap, steil) die eindeutige Fortsetzung des Gerichtspfahles (Freiheitsroland, S. 69 ff.); das Radkreuz hat also durchaus seine alte Stelle gewahrt, wenn es auf der Glocke angebracht ist. Auch der Pilger galt ja allgemein als ein Träger der göttlichen Kraft, ein „Christophoros" oder „Theophoros". Auch der heilige Pfahl ist „theophoros" und als Feldzeichen „nikephoros". Es ist im Grunde nur ein Streit um Worte, ob wir diese Kraft als „Zauberkraft" und ihren Träger als einen „Fetisch" bezeichnen; oder ob wir statt dessen von einer „göttlichen Kraft" reden. Der Fehler liegt darin, daß man aus diesen Benennungen gleichzeitig *Wert*urteile macht.

Nordische Baukunst in Bolivien?

Von Edmund Kiß

Wer die vorgeschichtlichen Trümmerstätten in Bolivien und Peru besucht, wird gewöhnlich den Wunsch haben, indianische Vorgeschichte in ihren Bauten und in ihrem Kunsthandwerk kennenzulernen. Die Gelegenheit hierfür ist häufig genug vorhanden, und man bewundert die fremdartig anmutende Architektur, fremdartig für den überkommenen Kunstgeschmack in Aufbau und Schmuck. Und wer als Architekt mit Zollstock, Kamera und Skizzenbuch die Trümmerstädte durchstreift, wundert sich häufig über die riesigen Architekturteile aus geschliffenem Andesit, deren künstlerische Bearbeitung im Schmuckwerk und in der Steinbehandlung so gar nicht mit der ausgesprochenen Eigenart indianischer Kunstauffassung übereinstimmt; denn diese kann man gleich in der Nachbarschaft ebenfalls vergleichend untersuchen[1]). Und während Skizzen und Maßaufnahmen Seite um Seite des Feldbuches füllen, taucht ein sonderbarer Verdacht auf, eine Frage, die fast töricht klingt:

Ist das indianische Baukunst?

Auch der Verfasser dieses Artikels suchte in der vorgeschichtlichen Hauptstadt Tihuanaku in Bolivien anfangs nur indianische Baukunst, aber er fand dort oben in fast 4000 m Meereshöhe eine meisterhaft durchgebildete, ausgereifte Architektur, die nie und nimmer indianisch ist.

Was nun auf der Meseta Boliviens, dem Hochlande zwischen beiden südamerikanischen Anden auf der Südhalbkugel der Erde in mächtigen Trümmerfeldern als Rest der vorgeschichtlichen Stadt Tihuanaku auf den Forscher wartet, ist eine Architektur, die den Namen „klassisch" ebensogut verdient, wie die sogenannten Baustile geschichtlicher Zeit. Daß es sich dabei um keine indianische Baukunst handeln kann, sondern um eine ganz andere, kann mit Worten nicht bewiesen werden; hier muß die Abbildung, die Architektur selbst sprechen.

Inmitten des Trümmerfeldes von Tihuanaku liegt ein flacher, künstlich aufgeschütteter Stufenbau, von den Resten eines alten Bauwerkes gekrönt, das von den eingeborenen Indianern Puma Punku, zu Deutsch etwa „Wassertor", genannt wird. Die Bezeichnung scheint richtig zu sein, denn der Stufenbau grenzt unmittelbar an zwei verschüttete Häfen, die in unbekannter Vorzeit in Benutzung waren, als der Titikakasee noch eine größere Ausdehnung besaß, als heute. Das Bauwerk auf der Krone des Hügels ist stark verfallen, aber der Grundriß ist wegen der Verwendung riesiger Einblöcke so gut erhalten, daß es möglich ist, sich ein anschauliches Bild des ursprünglichen Baues zu machen. Nicht der Aufbau fesselt hier in erster Linie, sondern die Bildhauerarbeiten, die in reicher Fülle in schweren, gut erhaltenen Baublöcken allenthalben umherliegen oder aus der Erde ragen. Dabei fallen die zahlreichen Nischensteine auf, die wohl manchen Forscher auf den Gedanken gebracht haben, es handele sich bei dem Bauwerk um ein Totenhaus, wobei die Nischen zur Aufnahme von Urnen oder kleinen Götterfiguren gedient haben können.

Es ist nun verhältnismäßig einfach,

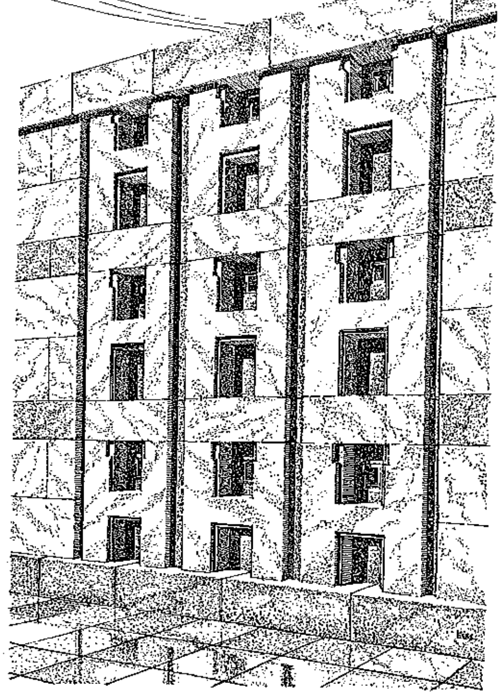


Abb. 1. Teil des Innenraumes von Puma Punku

[1]) Der Gedanke, den der Verfasser zu belegen sucht: daß im westlichen Südamerika eine Baukunst nordischer Prägung geblüht hat, scheint im ersten Augenblick völlig abwegig zu sein. Wir möchten deshalb ins Gedächtnis rufen, daß Prof. Dr. W. Krickeberg-Berlin ausdrücklich feststellt, daß Urzusammenhänge zwischen altweltlichen und amerikanischen Sprachen fraglos ebenso vorhanden sind wie Kulturzusammenhänge. (In seinem Aufsatz: Herman Wirth und die altamerikanische Kulturgeschichte; Bäumlerschrift S. 43.) Das mag immerhin als Stütze unseres Aufsatzes angesehen werden. — Außerdem möchten wir noch darauf hinweisen, daß die Bauwerke im Andenhochlande schon zur Zeit der spanischen Eroberer Trümmer waren, daß der Inkazeit eine höherstehende Vorinkazeit vorausging, was natürlich nichts an der Tatsache ändert, daß das Erbtum jener Gesittung schonungslos von den Spaniern zerstört worden ist. Schriftleitg.

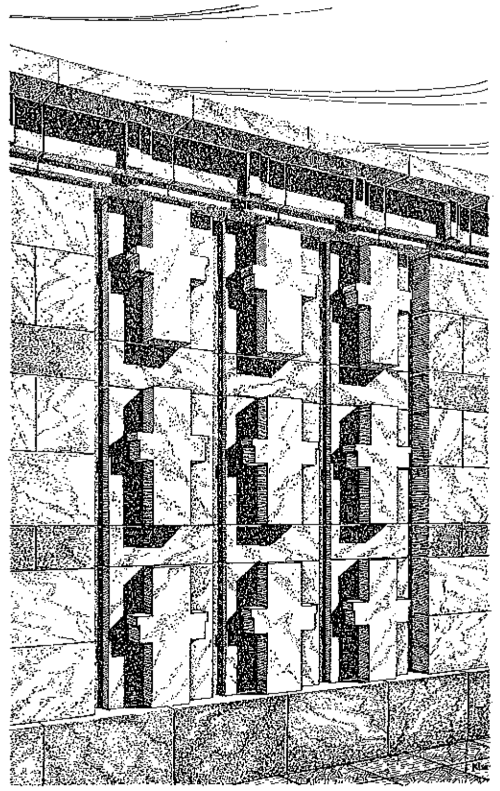


Abb. 2. Teil der Außenseite von Puma Punku

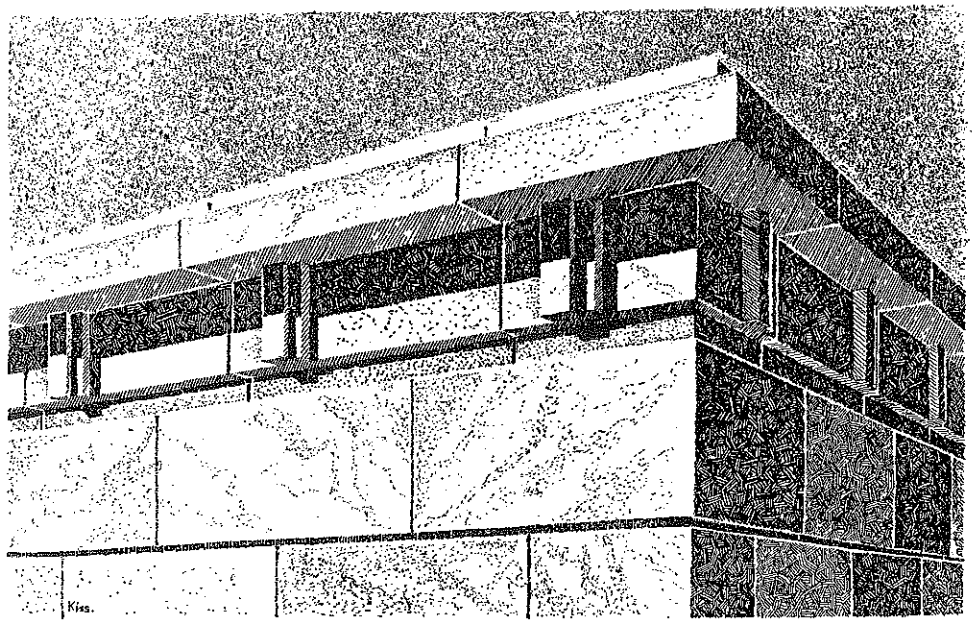


Abb. 3. Hauptgesims von Puma Punku

die vorhandenen Bauteile so zusammenzustellen, daß unter Berücksichtigung des Grundrisses der Anlage ein nahezu getreues Bild der Schauseiten entsteht. Es ist um so einfacher, als manche Steine doppelseitig ausgebildet sind, daß also zugleich die Rückwand wiederhergestellt werden kann. Der Verfasser hat diesen Versuch gemacht und nur unter Verwendung vorhandener Werksteine die Architektur von Puma Punku wiederhergestellt.

Abb. 1 zeigt einen Teil des Innenraumes mit Nischenreihen, Abb. 2 die zugehörige

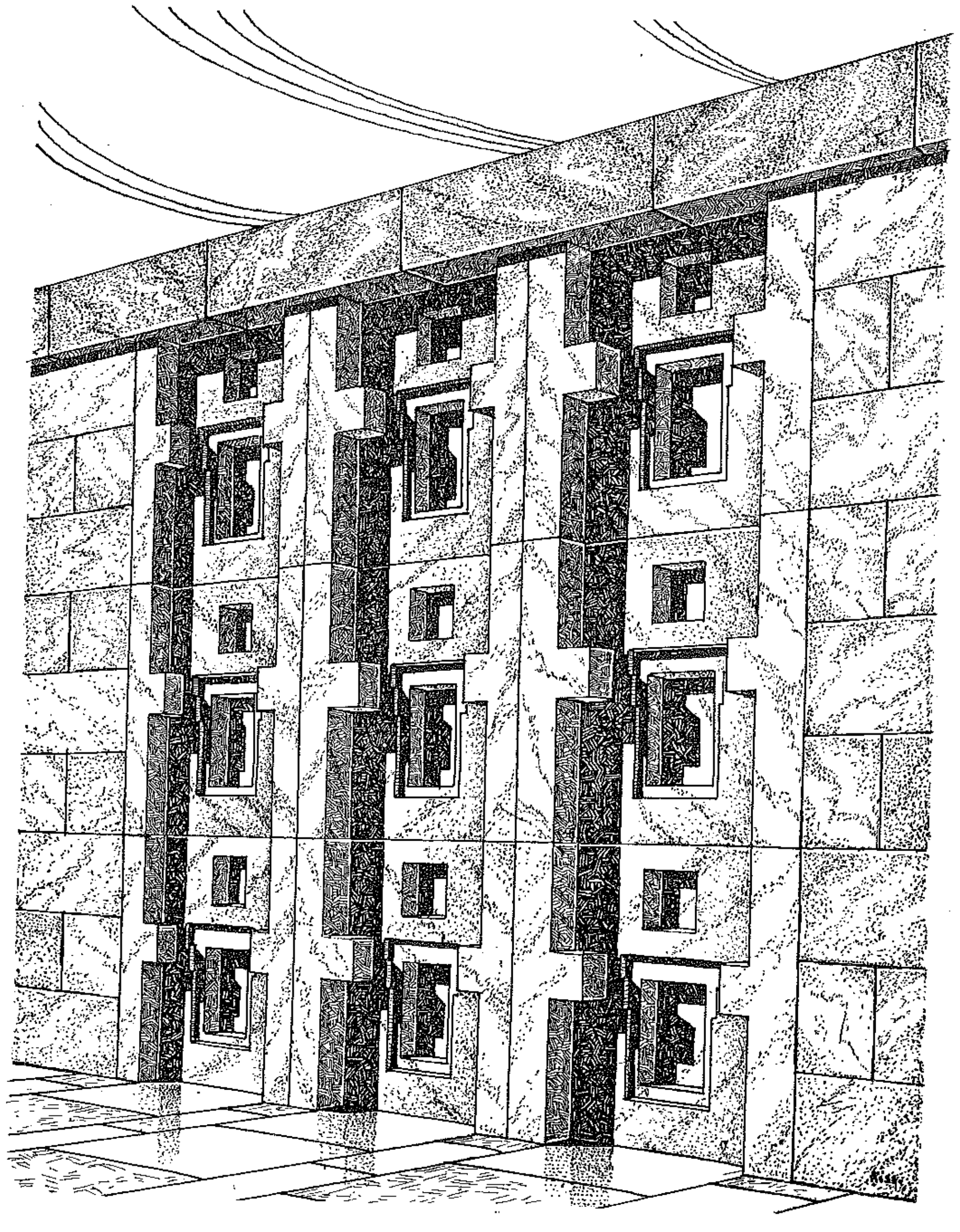


Abb. 4. Innenraum des Totenhauses

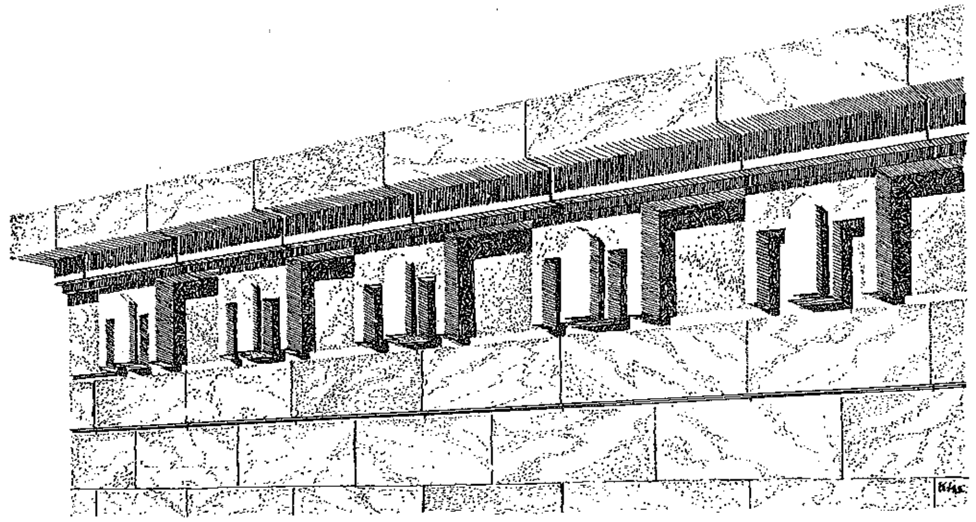


Abb. 5. Wiederhergestelltes Hauptgesims von Puma Punku

Außenseite. Die Abb. 1 zeigt eine Nischenwand, in Aufbau und Verhältnissen so sicher und künstlerisch gestaltet, daß mir mancher Leser recht geben wird, wenn ich für diese Bauweise die Bezeichnung „klassisch" wählte. Ein Gleiches gilt für die Außenseite, die reihenförmig angeordnete Kreuze in erhabener Arbeit von hervorragender Schattenwirkung zeigt. Darüber aber liegt ein Hauptgesims, fein abgewogen in den Verhältnissen. Es wirkt unwillkürlich wie ein alter Bekannter aus der klassischen Baukunst des geschichtlichen griechischen Altertums, und man fragt sich unwillkürlich, wie derartige Formen nach Südamerika ins Indianerland geraten sind. Die Griechen scheinen also ihre schönen Gesimsordnungen nicht selbst erfunden zu haben, denn darüber besteht wohl kein Zweifel, daß der Baumeister

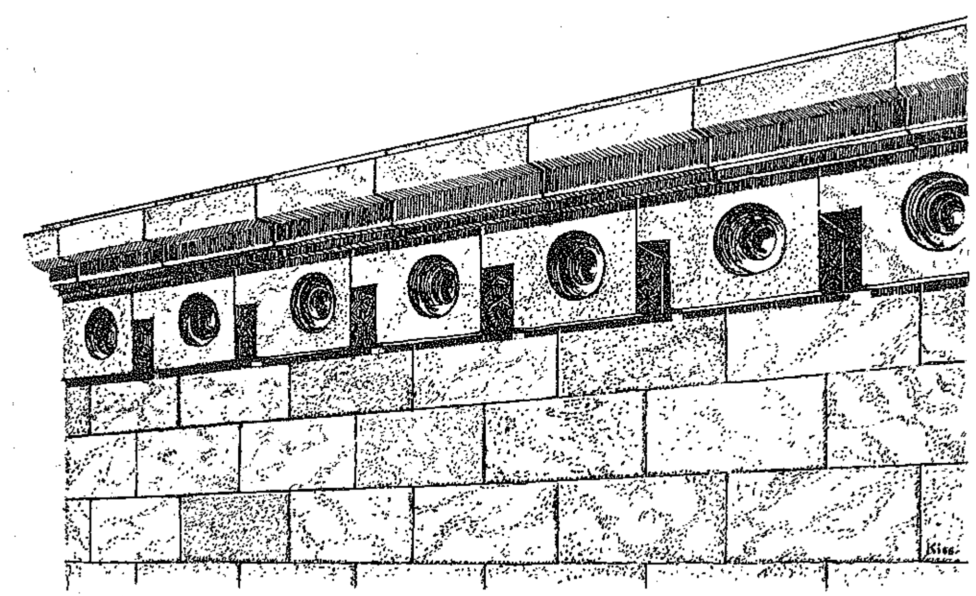


Abb. 6. Gesims mit wirkungsvollem Fries

von Tihuanaku schon etliche Jahrtausende im Grabe lag, ehe der Hammerschlag griechischer Steinmetzen auf der Akropolis erklang.

Das Hauptgesims von Puma Punku ist als Schaubild einer Eckverkröpfung in Abb. 3 noch einmal allein herausgezeichnet worden.

Die Abb. 4 zeigt einen weiteren Innenraum des Totenhauses mit Nischen, verbunden mit dem Kreuzmotiv, das die Abb. 2 auf der Außenwand in etwas abgeänderter Form trägt. Es ist wohl nicht nötig, zu versichern, daß diese Kreuze mit irgendwelchen christlichen Gedankengängen nichts zu tun haben können. Auch die Nischenwand der Abb. 4 bringt den Beweis, den Worte nicht geben können: Es handelt sich um eine klassische Architektur, von der auch wir Menschen unserer Zeit noch lernen können. Die Wiederherstellung dieser Wand erfolgte im wesentlichen unter Benutzung eines einzigen Werksteines, wie man durch Prüfung des Fugenschnittes leicht feststellen kann. Nur das noch oben abschließen-

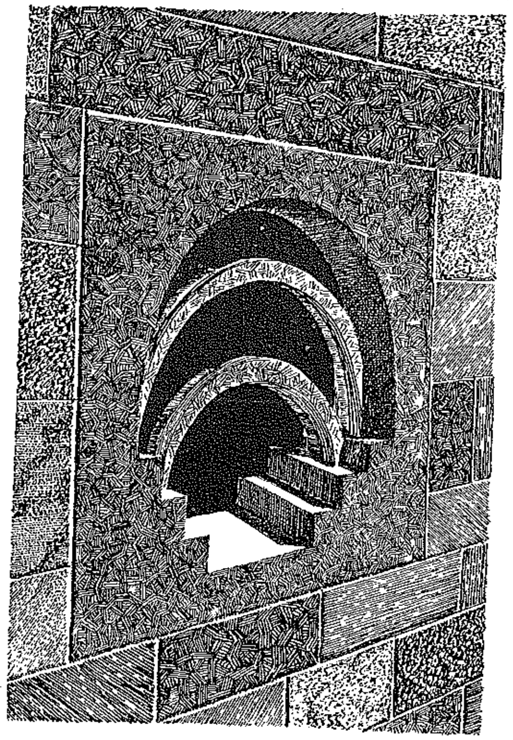


Abb. 7. Stufenförmiges Fenster aus Andesitlava

de Steinband ist willkürlich verwendet worden, aber es ist wahrscheinlich, daß der obere Abschluß in dieser einfachen Weise ausgebildet war. Die Halle, die von Wänden dieser Art eingeschlossen war, hatte keine Decke. Es gab in Puma Punku im Totenhaus auch Räume, die mit großen Andesitplatten abgedeckt waren. Diese überdeckten Räume scheinen im Inneren aber keine Schmuckwände besessen zu haben, schon deshalb nicht, weil das Mausoleum keine Fenster hatte.

In Puma Punku fand ich noch zwei Hauptgesimse, die wahrscheinlich — wenigstens das eine von ihnen —, zu benachbarten Mausoleen gehörten, deren es auf dem Trümmerfelde mehrere gibt. Die Gesimse sind auf den Abb. 5 und 6 gezeichnet. Bei Abb. 5 lag die Versuchung nahe, die Wiederherstellung durch Vorziehen eines Architravbalkens[1]) so zu ge-

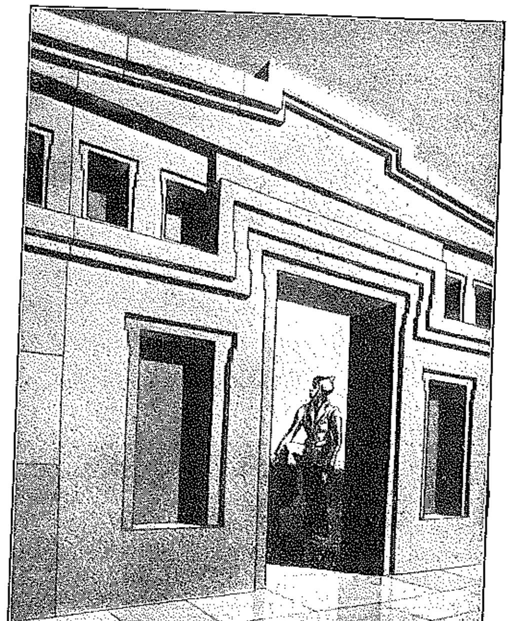


Abb. 8. Wiederhergestelltes Tor aus dem Trümmerfeld von Puma Punku

[1]) In der griechischen Baukunst „balken"-förmiger Teil des Säulengebälkes, der auf der Deckplatte des Säulenhauptes ruht.

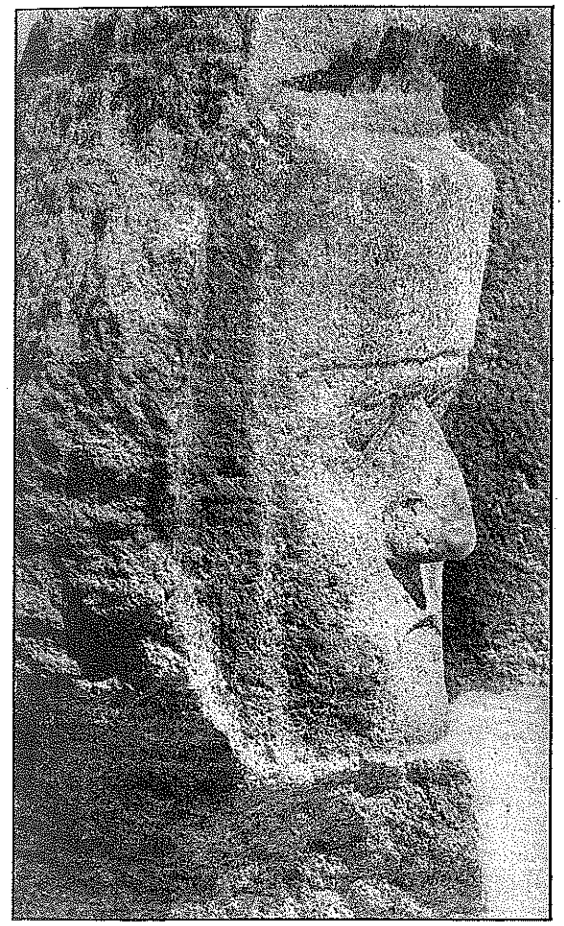


Abb. 9. Uraltes Steinbildwerk aus der verschütteten Sonnenwarte Kalasasaya

stalten, daß die triglyphenartigen Konsolen[1]) ähnlich wirkten, wie etwa bei den dorischen Triglyphen-Metopen-Hauptgesimsen. Es ist nicht geschehen, da keine Anzeichen vorlagen, daß der Baumeister von Tihuanaku sein Gesims in der uns bekannten Weise zusammengesetzt hatte. Mit hoher Wahrscheinlichkeit kann angenommen werden, daß das Hauptgesims der Abb. 5 so ausgesehen hat, wie es gezeichnet wurde. Bei Abb. 6 war die Wiederherstellung sicherer. Hier wurde nur das vorhandene eigentliche Gesims mit Platte und der einfache, aber sehr wirkungsvolle Fries zusammengesetzt.

Ein einziges Fenster aus Tihuanaku ist erhalten; es steht im Nationalmuseum in La Paz in Bolivien. An welchen Stellen in den Wänden der zahlreichen Bauten der alten Stadt Tihuanaku derartige Fenster verwendet wurden, ist nicht bekannt. Wahrscheinlich wurden sie mit dünnen, durchscheinenden Platten aus Alabaster geschlossen, sofern sie nicht wegen der früher wahrscheinlich besseren klimatischen Bedingungen offen blieben. Derartige etwa ein Geviertmeter große Alabasterplatten sind offenbar zur Zeit der spanischen Eroberung noch auf dem Trümmerfelde von Tihuanaku gefunden worden, denn eine derartige Platte befindet sich heute als Fensterverschluß im Kuppelunterbau der aus dem Ende des 16. Jahrhunderts stammenden christlichen Kirche des neuen Städtchens Tihuanaku.

Die Form des Fensters der Abb. 7 weist die bezeichnende Stufenform, die auch bei den Nischen auftritt, in seinem Unterteile auf. Der Sturz ist durch einen Parabelbogen geschlossen. Die freie Fensterfläche wurde durch ein einfaches, aber sehr wirkungsvolles Maßwerk aufgeteilt, das aus zwei ineinanderliegenden Parabeln gebildet ist. Das ganze Fenster, einschließlich des Maßwerkes, ist aus einer einzigen Platte von Andesitlava ausgemeißelt. Ganz offenbar tritt uns auch aus diesem Kunstwerk des Bildhauerhandwerkes vorgeschichtlicher Zeit eine *Baugesinnung von hoher innnerer Reife* entgegen, die mit dem Geist indianischer Kunst nicht das Mindeste gemein hat, denn dieser entbehrt der inneren Zucht.

Als ein Beispiel der künstlerischen Behandlung von Türöffnungen diene die Abb. 8. Sie stellt die Wiederherstellung der Westwand des sogenannten Sonnentores in Tihuanaku

[1]) Kragstein (oder Tragstein), der, aus der Wand vorspringend, einem bestimmten Bauteil ähnlich ist, der eine Eigentümlichkeit des dorischen Säulenbaus bildet, der Triglyphe = Dreischlitz. Der dorische Fries hat zwischen den Dreischlitzen rechteckige Bildfelder, die Metopen (Zwischenfeld).

aus dem Innenraum der Sonnenwarte Kalasasaya dar; Wiederherstellung nur insofern, als die Seitenteile, auf der Abb. 8 grade noch angedeutet, ergänzt sind. Das Mittelstück mit dem Tor, den großen Seitennischen und den kleineren Nischen der oberen Reihe ist aus einem ungeteilten Lavablock herausgemeißelt und — wenn auch mit starker Verwitterung — vollständig erhalten. Als Abschluß der Torwand nach oben wurde von mir nur die etwas geneigte Platte aufgesetzt, deren Bruchstücke ebenfalls vorhanden sind. Es ist allerdings nicht bekannt, ob sie in dieser Form das Tor gekrönt haben.

Auf dem Trümmerfelde von Puma Punku liegen noch drei weitere derartige Tore mit Seitennischen, ebenfalls aus einem Stück geschnitten, und mehrere ähnliche Tore liegen zerstreut an anderen Trümmerstätten der alten Stadt.

Auch der Anblick der durchdachten und sorgfältig ausgeführten Architektur des Tores der Abb. 8 wird den Verdacht bestärken, daß ein derartiges Kunstwerk unmöglich von den Vorfahren der Indios angefertigt worden sein kann. Ja, wer die Abbildungen prüfend und nachdenklich betrachtet, kommt ohne besonderen gedanklichen Zwang auf die Vermutung, hier müsse ein nordisches Volk, das vielleicht mit den Griechen des Altertums wesensverwandt gewesen ist, seine hohe Kunst hinterlassen haben. Gewiß ist es unbegreiflich, wie dies auf der Südschale der Erde, in nächster Nähe der Gleichers und in fast viertausend Meter Meereshöhe geschehen ist. Und dennoch scheint es so gewesen zu sein, zumal die alte Kalasasaya, die Sonnenwarte der vorgeschichtlichen Stadt, ein verschüttetes Steinbildwerk frei gab, das im inneren Umgang dieses Gebäudes tief im grauen Ton des ehemaligen Titikakasees vergraben lag. Ein Lichtbild dieses Bildwerkes ist in Abb. 9 beigefügt. Es erübrigt sich wohl zu sagen, daß dieser halbvollendete Kopf nicht das Abbild eines Indianers ist.

Ohne darauf einzugehen, wie es möglich ist, daß solche vollendete Architektur auf das Hochland Boliviens kommt: In der Stadt Tihuanaku müssen Menschen nordischer Prägung mit hoher Gesittung gewohnt haben, und es handelt sich bei den Kunstwerken der vorgeschichtlichen Stadt sicher um keine indianische Eigenart und Baukunst, sondern sehr wahrscheinlich um eine solche nordischer Männer, die einst als Träger besonderer Gesittung auch auf das Hochland zwischen den Anden kamen.

Germanische Astronomie

Gustav Neckel und die Germanischen Heiligtümer

(Schluß aus Heft 4, S. 99) **Von Wilhelm Teudt**

Die Anerkennung des Befundes an den Externsteinen weckt notwendig die Frage nach weiteren Anzeichen astronomischer Betätigung in der Landschaft um das Osninggebirge. vor allem nach einer Stelle, die Anzeichen aufweist, daß von ihr aus die für die Externsteintatsachen unbedingt erforderlichen Voraussetzungen geschaffen sein können.

Die Dinge haben sich so gestaltet, daß jemand, der zu den Externsteinen ja gesagt hat, nicht mehr an den Tatsachen vorübergehen darf, die den Gutshof Österholz nicht nur als vorgeschichtlichen Wohnplatz erkennen lassen, sondern auch des weiteren als altgeheiligte Stätte erweisen — wenn auch zunächst einmal unabhängig davon, ob man sich mit der astronomischen Frage befassen will oder nicht. Bei mir persönlich ist der unmittelbare Eindruck des Ortes und dann das Astronomische den geschichtlichen und sonstigen Gründen vorausgegangen; aber meine Erlebnisse haben jetzt gegen die denkgerechte Reihenfolge zurückzutreten.

a) Fundarchäologisch ist der Gutshof Österholz mit seiner Umgebung als eine Stätte gekennzeichnet, die von der Steinzeit und ältesten Bronzezeit her durch Römerzeit und alle Perioden der Eisenzeit bis heute benutzt war.

b) Topographisch und siedlungstechnisch hat der Platz die Eigenschaften, die nachweislich von den Siedlern der Bronzezeit und schon früher benutzt wurden (Wasserverhältnisse und Bodenbeschaffenheit und Lage am Rande der Heide und eines großen waldigen Jagdgebietes).

c) Geschichtlich und archivalisch reiche Nachrichten, die sich mit zwingender Notwendigkeit auf eben diesen Gutshof beziehen, bis in die Zeit Ludwigs des Frommen zurück. Sie zeigen ihn von Anfang an als einen aus öffentlicher Hand kommenden Besitz, da der als erster genannte Besitzer Bevo, ein Sohn des Sachsenherzogs Ekbert, eines Angelsachsen, war und dieses Stück eines Markengebietes nur (unmittelbar oder mittelbar durch seinen Vater) vom König erhalten haben konnte. Vom Jahre 1002 blieb das Besitztum ein Lehen der Paderborner Kirche bis zum Jahre 1591. Nur der Schwarzmeiershof, jetzt Sternhof, kommt für die Schenkung der Nonne Oda vom Jahre 1002 in Frage; denn in Österholz war nur er Paderborner Lehen, und zwar gemäß dem ältesten Lehnsbrief (1492) „schon immer". Der mehrfach verbreitete Einwand, der Hof sei erst wenige hundert Jahre alt, ist eine glatte Umkehrung der geschichtlichen Wahrheit.

Mit hoher Wahrscheinlichkeit war der Hof in den Jahren 815—822 der Schauplatz einer Klostergründung (Hethi), die durch ihre Einzelheiten den Verdacht, daß hier ein germanisches Heiligtum gewesen sein müsse, noch aufs äußerste steigert.

d) Von größter Bedeutung für den kultischen Charakter des Gutshofes ist seine Lage inmitten eines auffälligen Markengebietes, das seine kultische Sonderstellung durch eine Häufung von anderen Heiligtümern erweist (heilige Haine, ungezählte Hünengräber, Gerichtsstätte, „Hünenkirche"). Im Gutshof selbst befindet sich eine merkwürdige Quellenüberbauung unter einem aufgeschütteten Hügel, deren Entstehung in den christlichen Jahrhunderten nicht anzunehmen ist.

Als geschichtliche Urkunde ist die von Wasserbach (um 1690) gebrachte Nachricht von einem „fanum Ostarae Deae prope Oesterholz" hoch zu werten. Dazu kommt allerlei zu Spukgeschichten gewordene mündliche Volksüberlieferung.

e) Sprachlich und namenkundlich dürfen die in engem Raum zu Österholz hinzukommenden Namen Hünnen- und Heidenkirche, Dedingerheide, Gudenslau und die Namen der umwallten Haine Königslau, Langelau und Eckelau u. a. von niemand übersehen werden, der die eigenartigen Verhältnisse dieser Österholzer Mark auf sein Urteil auch in den sich an den Gutshof anknüpfenden Fragen einwirken lassen will.

f) Der Gutshof hat eine merkwürdige festungsartige, teils aus Wällen mit Stützmauern, teils nur aus Mauern bestehende Umhegung, die sowohl den landwirtschaftlichen als auch den militärischen Sachverständigen als ein Rätsel erscheint, weil weder militärische Rücksichten zu irgendeiner Zeit, noch landwirtschaftliche Bedürfnisse, noch sonstige Gesichtspunkte die Anlage des Gutshofes in dieser Größe, Ausgestaltung und Lage rechtfertigen.

Es ist also nicht ein beliebiger gleichgültiger Gutshof, sondern ein hochwertiges archäologisches Objekt in auffälligster Umgebung, zu dessen Eigenschaften sich der merkwürdige astronomische Befund als ein Plus hinzugesellt. Wenn ein solches Objekt der Altertumsforschung bisher entgangen ist, so liegen die Gründe auf der Hand: die Versäumnisse eines Jahrtausends können nicht in wenigen Jahrzehnten wieder eingeholt werden, und die Einstellung unserer Archäologen auf Bodenfunde hat eine Beachtung der in der Landschaft sich bietenden Zeugen der Vergangenheit noch nicht genügend aufkommen lassen.

g) Der in dem Gutachten niedergelegte astronomische Befund steht uner-

schüttert da; weder von einem Astronomen noch sonst von irgend jemand ist an der Tatsache gerüttelt worden, daß die in der Natur noch vorliegenden, im Katasterauszug dargestellten Umhegungslinien die behaupteten astronomischen Eigenschaften zeigen. Die Bemängelung seitens der Gegner bezieht sich lediglich darauf, inwieweit den aufgewiesenen Tatsachen eine Beweiskraft zuzumessen ist. Selbst wenn z. B. nicht dem kurzen (ungestörten) Teil der Linie I, sondern dem längeren (gestörten) Teil Beachtung zu schenken wäre, selbst wenn auch andere Sterndeutungen in Frage kämen, selbst wenn an vielen Vielecken in vergleichbarer Weise rein astronomische Bedeutungen herauszufinden wären — was alles noch zu bestreiten ist —, so wäre damit in keiner Weise an der Tatsache gerüttelt, daß die astronomische Untersuchung der Umhegung dieses Gutshofes eben diesen Befund aufweist, nämlich einen Befund, dessen rein astronomische Qualität durch Zufall nur selten entstehen kann (die Zahl ist durch bescheidenste Additionsrechnung als mindestens 30 bis 60 betragend festzustellen) — dessen innerer mythologisch-kultischer Wert aber nicht nur sämtliche Gegenversuche an anderen Objekten weitaus überragt, sondern auch theoretisch kaum als übertreffbar aufgewiesen werden kann!

Wenn Planeten hier nicht in Betracht kommen können, wenn die Mittagslinie der Sonne und die nördliche Extremlinie des Mondes mindestens als kultische Linien ersten Ranges anerkannt werden müssen, und wenn, wie wir noch sehen werden, die Auswahl der Österholzer Fixsterne uns ein in Erstaunen versetzendes Bild bietet, so liegt eben eine Leistung mit außerordentlicher Stimmigkeit der uns möglichen Auffassung der Aufgabe vor.

Daß wir es dabei — wie bei den von den astronomischen Gutachtern gezogenen Schlußfolgerungen — mit Dingen zu tun haben, die auch dem subjektiven Werturteile unterworfen sind, ist genau dieselbe Lage, in der sich jeder befindet, der sich mit Geschichte, insbesondere mit Vorgeschichte, befaßt. Die Sternazimute sind meßbar und zählbar, die von den Gutachtern daraus gezogenen Schlußfolgerungen sind dem subjektiven Urteil unterworfen. Wer Zeit und Mühe zur Einarbeitung in den astronomischen Gedankenkreis nicht aufwenden kann oder will, dem bleibt nichts anderes übrig, als entweder zu verzichten oder sich der Autorität des einen oder anderen Astronomen zu unterwerfen. Neugebauer, erster Spezialist auf dem Gebiete der astronomischen Chronologie, hat den Einwand, daß die Zeitberechnung der Österholzer Erscheinung nicht eindeutig genug sei, durch eine umfassende Berechnung aller in Betracht kommenden hellen Sterne als irrig erwiesen (Mannus XX, 1—3, S. 222). Seine Feststellung, daß in der Zwischenzeit zwischen —4000 und +1800 (Goethes Zeit) eine auf Österholz passende Konstellation in Betracht kommender heller Sterne nur in der Periode um —1850 stattgefunden hat, ist m. E. von durchschlagender Bedeutung. Es ist als eine besondere Gunst der Umstände anzusehen, daß so verblüffende Konstellationen wie in Österholz tatsächlich nicht öfter eingetreten sind, obgleich sie theoretisch natürlich möglich gewesen wären. Wenn sie häufiger eingetreten wären, so würde die Beweiskraft der Österholzer Erscheinung in gleichem Maße vermindert sein; aber sie sind eben überhaupt nicht eingetreten.

Neckels zurückhaltende Stellung gegenüber den astronomischen Sätzen meines Buches, insbesondere gegen Österholz, beruht wesentlich darauf, daß er die von mir herangezogenen Entsprechungen aus der orientalischen Astralmythologie als unerweisbar oder unannehmbar ansieht. Er setzt voraus, daß eine völkermythologische Bedeutung der Österholzer Sterne eine unentbehrliche Grundlage des Österholzer Satzes sei, deren Wegfall auch den Fall der These zum Gefolge hätte. Dies ist jedoch unzutreffend. Das ergibt sich schon daraus, daß bei der Aufstellung der These, wie sie noch in der 1. Auflage meines Buches zu lesen ist, von dem Berliner Astronomen und mir lediglich auf die beachtenswerte Tatsache hingewiesen ist, daß es sich in Österholz um dieselben Gestirne handele, die in der orientalischen Astromythologie die erste Rolle spielen. Das

ist doch wohl erlaubt? Erst in der 2. Auflage habe ich dann weiter als eine wertvolle Bestätigung hinzugefügt, daß alle vier inmitten eines „fanum Ostarae Deae prope Oesterholz“ zur Geltung gebrachten Gestirne im Orient zu den Beigaben der weiblichen Gottheit gehört haben, also einer Gottheit, deren Namen Istar und Astarte den verdächtigen Anklang an den Namen Ostara aufweist. Es darf nicht gefordert werden, daß um der Meinungsverschiedenheiten willen, die über diese Frage noch obwalten, von mir der Hinweis auf ein solches Zusammentreffen, dem gegebenenfalls höchste Beweiskraft zugemessen werden muß, unterlassen wird.

Aber in ihrer Grundlage steht unsere Österholzer These unabhängig von solchen orientalischen Entsprechungen da, ja auch unabhängig von jeder mythologischen Einschätzung, wohlbegründet schon durch den schlichten, hier in Germanien sich vorfindenden Tatsachenbestand.

Dieser besteht darin, daß die Österholzer Gestirne, auch rein astronomisch betrachtet, eine feine Auslese darstellen: Sirius, Kapella, Orion, Zwillinge. Nach Neugebauer (Mannus XX, 1, S. 222) gibt es nur 16 nicht interpolare, helle Sterne; vier bis sechs von ihnen fallen fort, weil sie mit bereits gezählten in einem Sternbilde stehen. Die Weglassung der in der sonst wortreichen orientalischen Astronomie kaum einmal erwähnten Sterne Praesepe und Formalhaut dürfte auch kaum einem Widerspruch begegnen Es kommen also neben Sonne und Mond nur noch acht bis zehn Sterne in Betracht. Daß es in den 58 Zeitperioden (je 100 Jahre) seit —4000 nur eine Zeitperiode gegeben hat, und zwar die um —1850 (und dann erst wieder um +1800) in der der Horizontort von vier dieser acht bis zehn Sterne durch Österholzer Azimute getroffen wurde, daß obendrein das 5. Azimut eine qualifizierte Mondlinie und das 6. Azimut den Meridian aufweist — dieser unleugbare Tatbestand läßt auch ohne den Nachweis mythologischer Bedeutung die Erklärung durch Zufall als eine gewagte Ausflucht erscheinen.

Wenn weder sprachlich noch begrifflich an dem Zusammenhang von Ostara und Istar (vielleicht als Rückstand aus einst gemeinsamen Urvorstellungen der Völker) geglaubt werden muß, wenn die Ziege Heidrun mit dem Kapellastern nichts zu tun hätte, und wenn die Spindel der Freya von den Gürtelsternen des Orion getrennt werden soll — auch dann blieben die astronomischen Grundlagen des Österholzer Satzes unangetastet. Es fielen aber einige annehmbare und einleuchtende Erklärungsversuche dahin.

Wenn ich demnach glaube, daß derartige, eine Nebenrolle spielende Momente nicht so stark betont werden dürfen, geschweige denn zu einer Verweigerung des Glaubens führen dürfen, so lassen doch Neckels abschließende Sätze zur astronomischen Frage erkennen, daß auch für ihn die sich aus meinen Beobachtungen ergebende germanische Astronomie keineswegs abgetan ist. Er schreibt: „Diese Ablehnung bedeutet nicht, daß die Entrüstung und der Spott, womit man Teudt überschüttet hat, berechtigt seien. Die Beobachtungen am Sazellum des Externsteines und ebenso die von Teudt an mehreren Stellen vorgetragenen über ‚heilige Linien‘ und ähnliches fordern Gedanken wie die seinigen bei jedem heraus, der die Frage denkend und vorurteilslos betrachtet.“

Wir sahen, daß ich den Zweifeln an der Berechtigung, Germanisches durch Orientalisches zu erklären, keine irgendwie maßgebende Rolle bei der Beurteilung meiner astronomischen Sätze zuzugestehen brauche. Damit will ich aber weder die große Bedeutung dieser Frage an sich antasten, noch — für den Fall, daß die Zweifel durch den Fortschritt der Wissenschaft behoben werden — ihren sehr hohen Wert, speziell für die Österholzer These, herabmindern.

Nach meiner Ansicht haben sich die Forschungsergebnisse der Archäologie und der ver-

gleichenden Religions-, Mythen- oder Symbolkunde sowie der Sprachenkunde bisher mehr in der Richtung einer positiven als einer negativen Beantwortung dieser Frage bewegt.

Wenn die durch die neuere Archäologie (Schuchhardt und Kossinna) behaupteten real-kulturlichen Zusammenhänge zwischen Germanien und dem Orient für das 3. Jahrtausend v. Chr. Geb. zutreffen, so liegt auf keinen Fall ein Anlaß zur Leugnung geisteskultur-licher Zusammenhänge in der Bronzezeit vor; wenn aber gar die doch recht glaubhaft gemachte Einheitlichkeit gewisser religiöser, mythologischer und kultischer Vorstellungen der Völker von ihrer Urzeit her (Herman Wirth!) in Betracht gezogen werden muß, dann steigert sich der Wert auch zunächst ganz unsicher erscheinender orientalischer Entsprechungen bis in die Höhenlage von „Beweisen" (cum grano salis) für germanische Astronomie.

Neckels Kritik und Fingerzeige beachtend, werde ich in der künftigen Behandlung der astronomischen Sätze die orientalischen Entsprechungen und sprachlichen Anklänge nur in einer Form heranziehen, die einer Überschätzung vorbeugt, und die Externsteintatsachen sollen kräftiger als Träger auch der übrigen astronomischen Sätze hervorgehoben werden. Dabei wird es sich dann von selbst ergeben, daß die verschiedenen Stufen des hypothetischen Charakters eines Satzes einerseits und die mir als erwiesen erscheinenden Tatsachen andererseits noch deutlicher unterschieden werden.

*

Wenn Neckels Kritik des sich auf germanische Astronomie beziehenden Teils meines Buches ebensoviel Raum einnimmt, als das, was er zu dem übrigen Inhalt sagt, so hat das natürlich seinen guten Grund. Denn in dem Erweis einer bereits fortgeschrittenen astronomischen Wissenschaft auf germanischem Boden zur Bronzezeit liegt ohne Zweifel ein sehr einleuchtender Beweis für die Höhe alter volkseigener Geisteskultur beschlossen. Es ist nötig, daß er nach allen Richtungen hin durchgeprüft wird. Es lohnt sich, um dieses Bollwerk zu kämpfen, und so mußte auch meine Abwehr der Einwendungen den breitesten Raum einnehmen. Nichtsdestoweniger darf ich darauf hinweisen, daß das Astronomische nur einen Bruchteil des Inhalts meines Buches ausmacht und daß es sich bei dem übrigen Inhalt um germanische Heiligtümer und Kulturfragen handelt, die, wie ich glaube, ebenfalls für die Beurteilung der germanischen Vergangenheit unseres Volkes von erheblicher Bedeutung sind. Ich erwähne vor allem die Erkenntnisse, die uns durch die heiligen Haine des Leistruper Waldes und der Österholzer Mark vermittelt werden.

Auf einiges kommt Neckel zustimmend, auf anderes bezweifelnd oder ablehnend zu sprechen. Daß, wie Neckel sich ausdrückt, die Zugeständnisse dem einen oder anderen belanglos erscheinen „können", mag sein; jedenfalls würde es mir nicht schwerfallen, nachzuweisen, daß sie geeignet sind, die üblichen Anschauungen über wichtige Kulturfragen gründlich umzugestalten. Das Bauen mit Stein und Kalkmörtel wird von Neckel selbst erwähnt und durch einen wertvollen Beitrag — das uralte Wort „Leim" mit seiner Bedeutung „Kalk" — ergänzt.

An meinen sprachlichen Deutungsvorschlägen hat Neckel als Linguist keine Freude gehabt. Sie haben mir auch sonst manchen Widerspruch, jedoch auch Zustimmung und viel Anregung eingetragen. Auf diesem Gebiete kann ich um so eher mich belehren lassen, als meine ohnehin spärlichen Namendeutungen meist ohne weiteren Schaden gestrichen werden können.

Neckels Zustimmung zu Schuchhardts Identifizierung der Grotenburg und Teutoburg, die ich kräftig in das Licht gestellt zu haben glaube, ist überaus wertvoll.

Zugeben kann ich nicht, daß ich alle „Volksüberlieferungen als uralt und einheimisch" ansähe. Wenn ich es vielleicht nicht überall genügend betont habe, daß es dahingestellt bleiben müsse, inwieweit die Überlieferungen als uralt und einheimisch angesehen werden dürfen, so habe ich eine solche Einschränkung als selbstverständlich angesehen. Auf diesem Gebiete, wie auch sonst oft, muß es dem geschichtlichen Empfinden des einzelnen Lesers überlassen bleiben, welchen Wert er der Überlieferung, der Sage, dem Geraune beimessen will. Dabei werden die vielfach in der Sage enthaltenen sachlichen Angaben (z. B. in der Teufelssage der Externsteine), oder die nur aus einer bestimmten Umwelt erklärlichen Momente (z. B. die Kinderopfer in der Kohlstädter Hünenkirche), oder die Häufung der Überlieferungen auf einen Ort (z. B. beim Gutshof Österholz) ganz von selbst eine Rolle spielen.

Zur Eddafrage beschränke ich mich darauf, hier wiederzugeben, was mir Neckel darüber schreibt: „Wenn man den Eddastoff a priori für verunstaltet erklärt, verzichtet man auf jede tiefere Einsicht in die germanische Mythologie. Daß es „die Hand von Priestern" war, die aus Island die heidnischen Überlieferungen aufzeichnete, steht keineswegs fest. Geistliches und Profanes läßt sich aber in den isländischen Pergamenten fast durchgehend deutlich unterscheiden, auch die Göttergeschichten zerfallen in Priesterfabeln und echte Mythen. Der Inhalt der Snorra Edda (Thule, Bd. 20) besteht größtenteils aus Mythen, ebenso der der Eddalieder (Thule, Bd. 1 u. 2). Priesterfabeln, in denen die Götter als Teufel oder unsaubere Geister erscheinen, gibt es in den Königsgeschichten (Thule, Bd. 14—16), besonders in dem großen Sammelwerke Flateyjarbok. Das ist eben der Vorzug Alt-Islands gegenüber dem gesamten übrigen Alt-Germanien, daß es das Verunstaltete und das Echte nebeneinander zeigt, und letzteres in überlegener, reicher Fülle."

Zu Axel Olriks in dänischer Sprache geschriebenem Buche und den von ihm beigebrachten Materialien zur Irminsulfrage kann ich mich noch nicht äußern. Was aber meine geschichtlichen Ausführungen über die Zerstörung einer Irminsul an den Externsteinen durch Karl im Jahre 772 anlangt, so stehen sie völlig unabhängig von nordgermanischen und lappischen Nachrichten da.

Rückblickend wiederhole ich den Ausdruck meiner Freude über die grundsätzlich zustimmenden Bemerkungen Neckels zu dem von mir unternommenen Vorstoß in das Dunkel der germanischen Vergangenheit und hoffe, daß nach durchgeführten weiteren Forschungen und Auseinandersetzungen von den belangreicheren Meinungsverschiedenheiten nur ein geringer, nicht aufgehender Rest übrigbleiben wird. Dann wird als Ergebnis der Stellungnahme Neckels nicht nur freie Bahn zu verzeichnen sein, sondern auch in wichtigen Einzelsätzen ein nicht zu unterschätzender Fortschritt der Erforschung des germanischen Kulturlebens aus seinen Überresten in unserer Landschaft.

„Wir müssen es nur frei bekennen: die geistlichen Schriftsteller des Mittelalters haben mit ihrem Mönchsgeist uns irregeführt und unsre Geschichte verfälscht, wir müssen einen andern Glauben annehmen, um für unsre Vorfahren den Platz wieder zu erobern, der ihnen in den Annalen der Welt gebührt."

Bohn Clement von Amrum. 1836.

„Unsere Vergangenheit bestimmt unser Geschick von innen, und je vertrauter wir uns mit ihr machen, desto vertrauter werden wir auch mit uns selber werden."

Moeller van den Bruck.

Schätze der Scholle

Urnen im Volksglauben der Lausitz. Über einen merkwürdigen Volksglauben wird berichtet in dem sehr selten gewordenen Buche: Pison. Das erst Theil. Von kalten, warmen, minerischen und metallischen Wassern, sampt der vergleichunge der plantarum [= Pflanzen] vnd Erdgewechsen, zehn Bücher durch Leonhart Thurneißer zum Thurn. Frankfurt a. d. Oder, durch Joh. Eichorn. 1572. Folio. — Auf den Seiten 357—359 wird von dem „Stedtlein Lüben in der vnderen Laußnitz" erzählt; es heißt da:

„Es ist aber in dieser gegent, nicht sonderlichs weit von der Stadt Lüben, eine wunderbarliche art Haefen [= ‚Topf', nur in oberdeutschen und einem Teile der mitteldeutschen Mundarten], die (wie man sagt) selber also geformiert wachssen sollen, mit denen hat es diese gestalt: Vmb die zeit, wann die Pfingsten verhanden, sonderlich aber in den Pfingstfeyertagen, gehen die Landtleut mit Stos oder Stapffscheutern [= Spaten] an dieselbige gegent, vnd so sie in das Erdtreich fast eines Elenbogen tieff stossen, empfinden sie wo die Haefen stehen, vnd das also dieser vrsach: dann gemeiniglich grosse Stein darauff liegen, so vmbgraben sie mit Pickelen vnd Schauffeln die Pott (dann sie sind weich, also ob sie erst vom Hafner gemacht worden, sind aber nicht feucht) so er nun den Pott vmbgraben hat, lest er ihnen [= läßt er sie] eine kleine zeit stehen, so wird er hart, so er ihn aber anrühret, ehe er erhartet, zerfelt er wie ein Asch oder Staub.

Sie sagen mir, das im Winter, Herbst vnd Früling, diese Haefen bey 20 schuh tieff im Erdreich liegen, sollen aber vmb Pfingsten nicht einer Elen tieff erfunden werden. Ein wunderbarlicher handel ist dieses, das auch nicht allein einigerley formen Haefen, sondern Handtbecken, Kacheln, Krausen [= Krug], gros vnd klein, in summa mancherley art vnd gattung, als ob man dis zu marckt tragen solt, der enden gefunden werden. Vnd das noch wunderbarlicher ist, so findt man etwan messinge ring, Bley, Kolen vnd andere materi [= Materie] darbey, vnd etwan auch wol darin liegen. Es ist von diesen mancherley meinung, etliche wöllen das sie also wachssen, was nicht sein kann, aus der vrsachen, das die Natur nichts so eigentlich contrafect [= nachmacht], wie diese Haefen aber gemacht sind, dann sie sind so fleissig, rundt vnd eben, das man auch strichlein daran sihet, deren dann viel zu rings vmbher daran sind, als ob sie gedrehet weren. Item so haben sie ihre handhaben, vnd etliche sind hin vnd wieder gerissen, wie dann die Haefner oder Pöttiger, ihr arbeit zuzerren, im brauch haben, derhalben sie nicht wachssen koennen, denn so sie wüchssen, so weren ihr nur einerley art. Zu dem, weren sie nicht so fleißig gemacht, auch verschwünden sie nicht, dan im Winter findt man die gar tieff, im Sommer aber gar hoch vnd nahe an dem tage liegen, welches wol ein natürliche vrsach haben mag, wegen der Sonnen, diweil die vmb Pfingsten, wann sie nahe bey vns, vnd in dem Zeichen des Zwillings ist, gar krefftig. Im Winter aber, wann sie weiter von vns, vnd in dem Zeichen des Steinbocks stehet, schwach ist. Item, sie weren auch nur an einem ort, dann wie ich bericht bin, ist es ein weite gegent, da man sie findet, Zu dem würde man etwan ein mißgewechs darin finden, dann die Natur irret zu Zeiten wie am Obs vnd Früchten auch zu zeiten am Menschen deßgleichen inn andern dingen..."

„Derhalben so kan dis kein gewechs sein, diweil es so proprie [= eigentümlich] vnnd eigentlich formiert vnd (als ob es zu Marckt getragen werden solt) außbereit ist. So werden sie auch nicht von menschen henden gemacht sein, dann so sie gebrennt wern, moechten sie nicht wieder weichen [= weich werden], Ob sie aber von langheit der zeit weich würden, möchten sie so baldt nicht wider erhaerten, das aber diese thunt, dann eine kleine zeit, nach dem sie gefunden, mag man sie zu aller handt sachen (darzu man sonst irrdin geschirr brauchet) nützen, demnach so bleiben sie alle zeit an dem ort, da sie von den Menschen hingesetzt weren, vnd führen nicht mit der zeit auff vnd nider, welches aber da geschicht. Derhalben dises etwas vber der Naturen gemeinen lauff sein mus. Vnd ist derhalben von den Merckischen vnd Laußnitzischen Bawren ein sagmaer auff kommen, das der enden die Zwerglein, so in den heimlichen Spelundken [= im eigentlichen Wortsinne: die Höhle, die Grotte] wohnen, solche bereiten vnd also dahin setzen sollen, vnd wiewol man keinen Menschen findet, der etwas warhafftiges darvon anzeigen oder das solche Pygmaei [= Zwerge] von jnen lebendig gesehen, für warhafft sagen koennen, so sind doch nicht weit, do dannen etliche anzeigungen, das solcher Leutlin gebein da sind gefunden worden, vnder welchen das glaubwirdigst, ein gantz Cörpelein, welches nur zwei Werckschuch drei zoll lang gewest ist, doch allein die gebeinlein, sampt dem Hauptschidlein, welches dann viel warhafftiger Leut gesehen haben, Vnd wiewol ich viel vrsach weiter darin zu sagen hette, gehört es doch nicht an das ort. Derhalben so kommen diese Haefen her wo sie wollen, so ist gewiß, das man im Land zu Poln bey Nochaw und Palucky, deßgleichen zwischen der Bober vnd der Neus, den zweyen Wassern nicht weit von Guben vnnd Lobersperg, solche Haefen auch findet, doch sollen sie einer andern art sein. Damit ich aber wiederumb auff mein fürnemen komme [= Um aber wieder auf mein Thema zu kommen] so ist gewis, das die ersten Hafen scherben, so die gestossen vnd zu Pulver gemacht werden, vnder allen andern remmediis [= Heilmittel] eben die sind, die alle flüssige scheden am aller besten trucknen thun, besonders aber das Gliedwasser, so es in der wunden beginnt zu fließen. Es werden auch am Gückelsberg, der eine halbe Meil von Sagan inn der Marck gelegen, Deßgleichen zwischen Bergstorff vnd Greys, item bey Trybel am Bochholtzer berg, solche Haefen oder Pot: auch gefunden."

Daß die Graburnen als etwas Unheimliches angesehen werden, wird auch aus anderen Gegenden Deutschlands berichtet; es sei nur an die „Aulkenpötte" im Westfälischen erinnert (vgl. P. Zaunert, Westfälische Sagen. Jena 1927).

Altsteinzeitliche Funde aus Ostthüringen. Bisher hat man Werkstücke der älteren Steinzeit immer aus Höhlen, überhängenden Felsenschutzdächern (franz. abri sous roche) oder aus Fundstellen ausgewertet, wo sie mit Knochen eiszeitlicher Tiere sich zusammenfanden. In Ostthüringen kennt man altsteinzeitliche Höhlensiedelungen in der bekannten Lindenthaler Hyänenhöhle in Gera, der „Wüsten Scheuer" im Orlagau zwischen Neustadt und Pößneck, in der erst kürzlich ausgegrabenen „Kniehöhle" bei Pößneck, der Herthahöhle bei Ranis, den Fuchslöchern auf dem Roten Berg bei Saalfeld, Kapfenberg bei Pahren und Ilsenhöhle bei Ranis. Die an verschiedenen Fundstellen entdeckten steinzeitlichen Kulturen erstrecken sich von der einfachen Moustierstufe bis zur Magdalenienstufe.

Neben diesen Siedelungen aus der älteren Steinzeit, dem Paläolithikum, konnten in den letzten Jahren auch Freilandsiedelungen nachgewiesen werden, denen man erst in der letzten Zeit Beachtung schenkte.

Im Zechsteinriffgebiet oder im klüftereichen teilweise verkarsteten Orlagau und dem kalkig ausgebildeten benachbarten Ostthüringer Schiefergebirge fand der altsteinzeitliche Mensch genug Unterschlupfe in Höhlen, Klüften, unter Felsdächern, während im nördlichen Vorland die Freilandsiedelungen überwiegen.

Die nördlichste Freilandsiedelung Ostthüringens liegt an der Schneidemühle bei Breitenbach, nahe an Zeitz. Sie gehört der Aurignacstufe an und lieferte Knochen, die zum Teil gebrannt waren, vom Mammut, Pferd, Hirsch, Wolf. Als Werkzeuge zeigten sich Klingenschaber, Klingen, Sichel. Weitere Freilandsiedelungen wurden kürzlich bei Ölknitz, nicht weit von Kahla und bei Saaleck im mittleren Saaletal ausgegraben, welche der Magdalenienzeit angehören. Im mittleren Elstertal bei Taubenpreskeln, südlich von Gera, fand man auf dem die ganze Landschaft beherrschenden Zoitzberg auf zwei verschiedenen Stellen geschlossene Siedelungen und Arbeitsplätze des Magdalenienmenschen, der hier die ihm eigentümlichen Steingeräte in allen Bearbeitungszuständen hinterlassen hat.

Wenig beachtet hatte man die aus der Zeit der Hauptvereisung und der sich anschließenden Zwischeneiszeit (II. Interglacial) stammenden Kies- und Sandablagerungen, die in Ostthüringen besonders im nördlichen Teil vom sandigen Lehm und auflagernden Löß überlagert wurden. Sie sind Ablagerungen der zweiten nordischen Eiszeit, der einzigen, welche Ostthüringen bis zum Schiefergebirgsrand erreichte. Die südlichsten Spuren sind bei Wünschendorf, Veitsberg, Weida anzutreffen. Der Geraer Vorgeschichtsforscher Bruno Brause hat sich während der letzten zehn Jahre der Arbeit gewidmet, diese eiszeitlichen Kies- und Sandlager nach altsteinzeitlichen Steinwerkzeugen zu untersuchen. Es gelang ihm an zwei Stellen der Geraer Gegend, bei Roschütz und bei Schmirchau altsteinzeitliche Funde zu machen die augenblicklich die ältesten Werkzeuge des östlichen Thüringens darstellen. Die meist aus Feuerstein geschlagenen Geräte, bis auf einen Faustkeil aus Quarzit

von *Schmirchau* bei *Ronneburg*, stellen verschiedene Schaber, klingenähnliche Geräte, Stichel dar. Bei Schmirchau fanden sich mit den Artefakten zusammen Holzkohlenstückchen und ein Bruchstück einer aus Mammutelfenbein gearbeiteten Nadel, dazu Knochen. Die durch Grubenbetrieb aufgeschlossenen Sande und Kiese stellen Höhendiluvium dar. Die Wechsellagerung der Sande und Kiese ist durch den zurückweichenden und wiedervorstoßenden Eisrand entstanden der Kiese aufschüttete oder dessen Schmelzwasser die eben abgelagerten Schichten auswusch und verlagerte. Der Mensch der älteren Eiszeit, des einfachen Moustierien muß am Eisrand in Freilandstationen als Jäger gelebt haben, denn anders lassen sich die Werkzeugeinlagerungen zwischen diese altesten glazialen Schichten nicht erklären.

Auf einer durch Erdfallbildungen gestörten zwischeneiszeitlichen Elsterterrasse bei *Caaschwitz* nördlich von *Gera* fand Verfasser in gemengtem Diluvium unter sehr mächtigem Sandlehm und Löß eine Fundstelle von Steinwerkzeugen (Mark Zeitz, Nr. 144, 1932), die eine neue Freilandsiedlung aus der primitiven Moustierstufe verrät. Der Mensch muß im schon eingetieften Elstertal dem nach Norden zurückweichenden Eisrand der zweiten nordischen Inlandvereisung als Jäger nachgezogen sein und hat hier sich längere Zeit in seiner Freilandsiedelung wohlgefühlt.

Diese neuen Funde von altsteinzeitlichen Werkzeugen ergänzen die Kenntnisse vom Eiszeitmenschen Mitteldeutschlands.

Rudolf Hundt.

Zu Frage 2 (Heft 1) wird von Herrn Gymnasiallehrer *Meyer*-Detmold mitgeteilt: „Der Name (den Jellinghaus bei Lügde erwähnt) findet sich auf der Overbeckschen Karte von Lippe. G.A.B. Schierenberg hatte ihn gelesen und legte an die Stelle einen Ostarakult, ohne dem Ursprung des Namens nachzugehen. Prof. Dr. *Weerth* (†) stellte fest, daß zwischen Elbrinxen und Lügde ein Mitglied der Familie v. Exterde umgekommen sei.“ Er bat Herrn M., nachzuprüfen, ob dort in der Gegend vielleicht ein Denkstein stehe. Herr M. fand einen solchen Stein an dem alten Wege nach Lügde. „Ob er jetzt noch da steht, weiß ich nicht. Die jetzige Landstraße führt am Fuße des Berges hin, wo sie mit der Straße von Harzberg zusammentrifft; die alte Straße führt von dem letzten Hause an der Straße von Elbrinxen an schräg über den Berg.“

Zur gleichen Frage ist noch folgende Zuschrift eingegangen: Es scheint doch, als ob die alte Behauptung, der Name Externsteine bedeutet „Elster“-Steine, an Gewicht gewinnt. Ob der niederdeutsche Name für Elster: Exter oder Höxter, nun mit dem Wort agister zu tun hat oder nicht: sicher ist, daß es „*Elster-Steine*“ gibt. Solche Steine sind z. B. die „Heister-Steine“ im „Seeblänken“-Walde nördlich meines Wohnortes Waren in Mecklenburg. Es sind Findlinge, die auf welligem Gelände nur wenige Zehntelmeter über den Waldboden hinausragen und als Hünengrabsteine gelten. Heister oder Heester ist ebenso wie Exter oder Höxter gleich Elster. Und die schwarzweiße Elster wird in Webers „Dreizehnlinden“ als „Totenvogel der Hel“ genannt. Noch ehe ich das wußte, war mir als Laien der Gedanke gekommen, der so auffallend klar abgesetzt weiß-schwarze schöne Vogel müsse Kultvogel der Sonnenwenden und der Sonnwend-Heiligtümer gewesen sein. Herr Prof. Dr. Herman *Wirth*, dem ich neulich eine diesbezügliche Frage vorlegen konnte, schien mir zuzustimmen und konnte mir sofort einige belangreiche Angaben zur „Elsterfrage“ machen.

Es ist klar, daß die Eigenschaften als „Totenvogel der Hel“ und als „Sonnwend-Symboltier“ sich nicht ausschließen, sondern gut zusammenpassen: sowohl der „Gottessohn“ wie der Mensch „gehen zur Wintersonnenwende seines Lebens in das ‚Ur‘ ⌒ein und wird daraus wiedergeboren“ (H. Wirth in Heft 1, 1933, S. 11).

Grabstätten waren Kultstätten, und umgekehrt! Solche Kultstätten, Sonnwendheiligtümer, wie das bei Horn, *waren also* — ebenso wie jedes Megalithgrab — „Elstersteine“, wenngleich sie gewiß vor und über *diesem* Namen *andere*, noch heiligere gehabt haben können. Vielleicht war es Absicht der Unterdrücker der Heiltümer unserer Vorfahren, vielleicht aber war es auch Absicht unserer verfolgten Ahnen selbst, daß der „harmlosere“ Name der „Elster-, Exter-, Heester- oder Heistersteine“ *andere*, gefürchtete oder geheiligte Namen jener Stätten verdrängte. —

Um — für Lateiner — die ablenkende Assoziierung mit „externus“ = „äußerlich“ auszuschalten, wäre es dankenswert, wenn alle Freunde germanischer Vorgeschichte inner- wie außerhalb unseres Bundes zunächst der Schreibweise „Exter-Steine“ zum Durchbruch verhelfen wollten, wie sie auch auf der Rückseite des in Frage 2 erwähnten Bildes der noch zu lokalisierenden „Exter-Steine“ des Herrn Wehmann geübt ist.

Dr. med. Brenke.

Die Bücherwaage

Ernst Tabeling, **Mater Larum**, *Zum Wesen der Larenreligion*. Klostermann Verlag, Frankfurt a. M., 1932, 104 S., 8°, 6.— RM.

Die Arbeit Tabelings erschien als erster Band der von W. F. Otto herausgegebenen „Frankfurter Studien zur Religion und Kultur der Antike“, die sich zur Aufgabe machen — wie der Herausgeber in einer Ankündigung sagt —, „den Grund für eine neue Gesamtbetrachtung der griechischen und römischen Antike vorzubereiten“. „Zunächst ist es die altrömische Religion, die den Hauptgegenstand der Untersuchungen bildet. Die Funde, die in neuerer Zeit auf italischem Boden gemacht worden sind, *und die Bedenken, die sich gegen gewisse Grundanschauungen der Mommsenschen Schule* (von mir gesperrt, O. H.) immer entschiedener geltend machen, fordern dringend eine neue Bearbeitung der römischen Überlieferung, deren Resultate den Dank, den wir jener Schule schuldig sind, auch in der Gegensätzlichkeit bezeugen werden.“

Man vermißt in dieser Ankündigung die Nennung des Namens *Bachofen*: Grundanschauungen Bachofens nämlich, des großen Mommsengegners, mit dessen Werken die Altphilologie heute endlich sich zu beschäftigen beginnt, nachdem Ludwig Klages zuerst auf ihre Bedeutung hinwies, sind es, die hier vertreten werden. So z. B., um nur eins zu nennen, werden hier die römischen Sagen zur Erschließung der römischen Religion zu verwerten versucht, wie das auch Bachofen tat, während die Mommsensche Schule keine echtrömische Sage anerkennen wollte. Diese Studien des Frankfurter Seminars werden, so steht zu hoffen, auch die längst fällige Auseinandersetzung der Altphilologie mit Bachofens Einzelaufstellungen vorbereiten. Wir glauben aber, daß diese Auseinandersetzung mit Bachofen ebenso wie die Begründung einer neuen Gesamtbetrachtung der „Antike“ nur dann ausgeführt werden kann, wenn die Altphilologie erkennt, daß zur Erschließung des römischen wie griechischen Altertums die Zusammenschau mit Altgermanien notwendig ist. „Diese europäischen Südindogermanen (Italiker und Griechen) (sind) nichts anderes … als die mit der Urbevölkerung vermischten Nachkommen von Vorläufern der Brennusscharen, der Insubrer, Kimbern, Goten, Langobarden“ (Neckel). Lediglich die Vorurteile, die der Humanismus von der Theologie geerbt hat, halten die Altphilologie noch immer ab, diesen neuen Gesichtspunkt zur Anwendung zu bringen, der allein eine organische Auffassung verbürgt. Insbesondere die überaus nahe Verwandtschaft der Italiker mit den Germanen wird immer deutlicher. Sie macht es aber andererseits auch der Germanenkunde zur Pflicht, die neuen Forschungen über die altrömische Religion aufs sorgfältigste zu beachten.

Damit lenken wir zur vorliegenden Studie zurück. Tabeling will durch die Aufklärung des Wesens der Larenmutter eine Vorarbeit leisten für die Aufhellung der umstrittenen Bedeutung der Laren selbst. In der neueren Forschung stehen mehrere Auffassungen nebeneinander. Nach den Ergebnissen Tabelings kann soviel bereits als entschieden gelten: die Auffassung Wissowas, der in den Laren lediglich „göttliche Feldhüter“ sehen wollte, ist endgültig aufzugeben. Es bleiben noch übrig die Ansicht Samters, der die Laren für Ahnenseelen hält, und diejenige Ottos, der sie zu den Gottheiten der Erde rechnet und ihre zeugerische Natur betont. Auf eine Verbindung dieser beiden letzten Auffassungen als der endgültigen Lösung des Larenproblems scheint die Untersuchung Tabelings hinzuweisen.

In umsichtiger und durchaus überzeugender Weise zeigt T., daß die Larenmutter Mania, die auch Lara, Larunda, dea Tacitā und dea Muta hieß, in älterer Zeit aber Acca Larenti(n)a, d. h. „die zu den Laren gehörige Mutter“ genannt wurde, ursprünglich zugleich segenspendende und todbringende Gottheit war und identisch ist mit Genita Mana, d. i. die Mutter Erde, die alles Leben gebiert und zurücknimmt in ihren Schoß. Damit ist eine Erkenntnis zurückgewonnen und nun auch allseitig sichergestellt, die bereits bei Bachofen zu finden ist, der 1870 in seiner Untersuchung über „die Sage von Tanaquil“ Seite 83 Larentia als „Lebens- und Todesmutter“ bezeichnete.

Das Hauptfest der Laren sind die La-

rentalia, ein altes Totenfest, das mit einem Opfer am Grabe der Larentia am 23. Dezember, also zur Zeit der Wintersonnenwende begangen wurde. In dieser Zeit gehen in Deutschland (und in ganz Nordeuropa) die Totenseelen um! Die Laren nun sind, wie T. in seinem 3. Kapitel, auf das besonders hingewiesen sei, beweist, ursprünglich identisch mit den laruae, d. s. Totengeister. Sie hießen auch maniae, ein Wort, das von manes, das die Geister der Unterwelt bezeichnet, nicht getrennt werden kann. Ebenfalls in die Zeit der Wintersonnenwende fällt ein weiteres Larenfest, die Compitalien, an denen ihnen und der Mania Masken aus Wolle an den Türen aufgehängt wurden. Diese Masken hießen maniae, wozu T. erinnert, daß auch larva Maske bedeuten kann. Hier ergeben sich Zusammenhänge, die weit über das hinausführen, was T. erwähnt. T. zieht den „Harlekin" zum Vergleiche heran, den immer mit Maske versehenen Teufel mittelalterlicher Schauspiele, der aber ursprünglich der Anführer des Wilden Heeres (Totenheeres) in Frankreich ist. Ferner weist T. darauf hin, daß das deutsche Wort „scheme" (Schemen) Totengespenst bedeutet und Maske. Vor allem aber fühlt sich der Altphilologe erinnert an den Schwarm der Hekate. Immer wieder kommt T. im Laufe seiner Untersuchung auf die Übereinstimmung zwischen der Larenmutter und Hekate zu sprechen. Die Laren, die später das Hundefell tragen oder vom Hund begleitet werden, waren ursprünglich selbst nichts anderes als hundegestaltige Totenseelen, wie auch Hekate als Hündin erscheint. Hier nun hätte auch das deutsche Wilde Heer herangezogen werden müssen, in dem immer Hunde mitziehen, die allgemein als Totenseelen gedeutet werden. Auch hat dies Totenheer häufig eine Anführerin (Berchta, Frau Gode u. a.)!

Ferner zieht es vor allem zur Mittwinterzeit, in der auch die Hauptfeste der Laren und ihrer Mutter stattfanden, und schließlich fanden zu dieser Zeit auch ekstatische Kultfeiern statt, die in Deutschland, wie eine angekündigte volkskundliche Arbeit demnächst zeigen wird, bis in die letzte Zeit heimlich fortbestanden. Man vergleiche die Perchtenläufe, bei denen die Masken eine so große Rolle spielen. Das alles ist folgendermaßen zu verstehen: Auch der Lebende vermag sich zu der rasenden Schar der Totenseelen zu gesellen, wenn ihm die Verwandlung gelingt. Diese wird durch Aufsetzen der Maske angezeigt: nicht Mensch mehr, Dämon geworden, mischt sich der Maskenträger unter die wilde Schar. Wo sie herzieht, dort sprießt in üppiger Fülle das Korn. An einem Streifen hochgewachsenen, saftigen Grases erkennt man die Spur des Wilden Heeres ...

Aus all dem ergibt sich noch ein sehr wichtiger Schluß für die Herleitung des lateinischen Wortes manus (manuus, manius, mana, mania, manes usw.), das mir untrennbar scheint von germanisch manu (in mannus, „Urmensch, Ahnherr" cf. „mensch", d. i. manisko, „Nachkomme des Mannus") und altindisch manu-manus (Urmensch, Totenrichter), siehe meine Abhandlung über Janus, Anm. 163 —: lat. manus bezeichnet ursprünglich den segenbringenden Totengeist, dann „gut" schlechthin (also nicht etwa umgekehrt!), und der Stamm des Wortes (man-) liegt ebenso vor z. B. in griechisch μαίνομαι (mainomai), rasen, wüten, außer sich sein, schwärmen; μανία (mania), Raserei, Wahnsinn, Verzückung, Begeisterung; μαντις (mantis) Wahrsager (= Gottbegeisterter) u. a. Also ist manus „einer aus dem wütenden Heer, einer aus der rasenden Schar". —

Wir hoffen, daß Tabeling seiner wertvollen Studie eine größere, vielleicht endgültig abschließende Arbeit über die Laren folgen läßt und in ihr auch die germanisch-deutsche Überlieferung, deren Schätze den wenigsten nur bekannt sind, in reicherem Maße heranzieht.

Dr. Otto Huth (Bonn).

Seeger, E., **Vorgeschichtliche Steinbauten der Balearen.** (Mit Berücks. d. Aufzeichnungen von Dr. B. Seeger †. Mit Bildern (12 Tafeln) und Verz. von Dr. B. Seeger u. E. Seeger, Leipzig, Koehler & Amelang (1932). 123 S. gr. 8⁰. Lw. 4.80 RM.

Der 1. Teil behandelt in zwölf Abschnitten die kleinere Insel Menorca (S. 1—104), der 2. Teil (S. 105—124) in vier Abschnitten die größere Insel Mallorca. Der scheinbare Widerspruch erklärt sich daraus, daß Menorca infolge seiner viel geringeren wirtschaftlichen Nutzungsmöglichkeit die Denkmäler ungleich besser bewahrt hat; ungefährdet sind sie aber dort auch nicht. — Die zahlreichen Bilder vermitteln eine recht gute Anschauung der verschiedenen Arten megalithischer Steinbauten auf den Inseln. Anschauung zu geben, eigene Arbeit anzuregen, ist überhaupt die Absicht des Buches, nicht planmäßige Untersuchung der einzelnen Denkmäler und ihrer Einordnung in größere Zusammenhänge.

Gleichzeitig bringt das Buch (im ersten Abschnitt, und auch sonst noch verstreut) höchst nützliche praktische Bemerkungen für einen Besuch der Inseln, von einem, der Land und Leute gründlich kennt; Hinweise, die einem Besucher sicher manchen Irrtum ersparen werden. Allerdings wäre zu wünschen, daß die archäologische Karte der Insel Menorca in einer solchen Form beigegeben wäre, die eine wirkliche Benutzung ermöglicht, und ebenso daß die im Text erwähnten Arbeiten irgendwo in einer Übersicht zusammengestellt wären. Sehr brauchbar sind die Listen der verschiedenen Denkmäler (mit Ortsangabe).

Auf einzelne Fragen kann diese Besprechung nicht eingehen; sie muß sich auf eine kurze Aufzählung beschränken: Höhlen und Nischen, Schachtgräber, megalithische Wohnungen, Salas hipóstilas (halb-unterirdische Pfeilerräume), Talayots (riesige Turmbauten mit rundem Grundriß), Potarrás (gewaltige Brunnenanlagen), Taulas (ungeheure einfüßige Steintische, die nirgend in der Welt ihresgleichen haben), Zyklopische Mauern, Nauetas (eine Art Gewölbebauten, deren Grundriß der Form eines zusammengedrückten Hufeisens ähnelt; nach den Skelettfunden zu urteilen, Gräber; nach Wilke sind es Sonnenheiligtümer) und schließlich die Frares (eine Art Steinsäulen aus einem oder mehreren Steinen). Vielleicht wird „Germanien" später einige Abbildungen bringen.

Die Balearischen Inseln, dazu Korsika, Sardinien, heute mit ihren vorgeschichtlichen Anlagen nur dem Altertumkundigen vom Fach bekannt, sind vielleicht einmal berufen, entscheidende Auskunft über den Weg der Menschheitskultur zu geben, und bei näherer Betrachtung erkennt man, daß sie räumlich weiter als inhaltlich vom Norden entfernt sind.

J. Friedrich.

Bernhard Kummer, **Herd und Altar,** Wandlungen altnordischer Sittlichkeit im Glaubenswechsel. 1. Lieferung: Einleitung, Leipzig 1933 (A. Klein Verlag), 24 S., 8⁰. Preis —.60 M.

Das seit langem angekündigte, hochbedeutsame neue Buch Kummers beginnt soeben in Lieferungen zu erscheinen. Die Einleitung liegt vor; im Laufe dieses Jahres folgen 5 Bände, die einzeln 2.50 M. kosten, in der Subskription des Gesamtwerkes 2.— M. Ausgangspunkt der Untersuchung ist Altisland, d. h. der lebendige germanische Mensch, wie wir ihn aus der Saga kennenlernen können, der Gegenstand der Sittenwandel der „Bekehrungszeit". Wie der schön gewählte Titel anzeigt, sucht K. diesen Sittenwandel „als Folge religiösen Wandels und religiöser Verluste" zu verstehen. Damit scheint mir in der Tat das Entscheidende getroffen. Man darf auf die Durchführung gespannt sein. K. setzt sein Ziel sehr hoch: er beabsichtigt hier letzten Endes eine historische Begründung unserer „nationalen Ethik"; die Herausstellung des germanischen Ethos soll richtungweisend wirken in der heutigen Verwirrung. Soviel wird durch die Einleitung bereits deutlich, hier wird mit unerbittlicher Rücksichtslosigkeit mit eingefleischten Irrtümern Schluß gemacht, denen die bisherige Geschichtsauffassung verfallen war. Es bewährt sich der Satz, daß die deutsche Geschichte nur richtig verstanden werden kann vom germanischen Grunde her, der bisher verleugnet wurde. Wir halten den Weg Kummers von Island als letztem Germanien aus auch die deutsche Geschichte neu zu sehen für durchaus berechtigt; wir glauben aber nicht, daß es der einzige Weg ist. K. ist in Gefahr, einer allzu großen Einseitigkeit zu verfallen. So unterschätzt er die Bedeutung sowohl der deutschen Volkskunde wie der indogermanischen Synopse und der Ethnologie, die längst die Kinderkrankheit, nach einzelnen Parallelen zu fahnden, hinter sich hat und Komplexe zu vergleichen sucht, um so zur Erfassung von Kulturkreisen zu gelangen. Aber damit werden die Ergebnisse K.s in keiner Weise beeinträchtigt. Der Weg über Altisland ist allzuwenigen erst bekannt und hier bleibt immer noch Wichtigstes zu tun.

Dr. Otto Huth.

Bürger, Willy, **Johann Carl Fuhlrott. Der Entdecker des Neandertalmenschen.** Wuppertal-Elberfeld, A. Martini & Grüttefien, 1930, 40 S. (m. 3 Abb.), gr. 8⁰ (S. 36—39 Verzeichn. d. Veröffentlichungen Fuhlrotts, zeitlich geordnet), 1.— RM.

Kaum eine Darstellung der Urgeschichte, in der Fuhlrotts Name nicht erwähnt wird, aber, so bekannt der Name auch ist, es mangelte doch bisher an einer zusammenfassenden Darstellung seiner wissenschaftlichen Tätigkeit, die in der Entdeckung des Neandertalmenschen und in der richtigen Bestimmung der Knochenreste ihren Höhepunkt erreichte. Diese Darstellung legt Bürger in erfreulicher Schlichtheit und Sachlichkeit vor — dem Leben Fuhlrotts entsprechend. Der Studienrat F., wie man ihn nach heutiger Übung bezeichnen könnte, durfte noch in einer Zeit wirken, in der enge Sonderbetätigung noch nicht die Allseitigkeit verdrängt hatte. So werden die zoologischen, botanischen und geologischen Arbeiten besprochen; am ausführlichsten natürlich die Arbeiten zur Höhlenforschung. Sehr aufschlußreich ist der Bericht über den lebhaften

wissenschaftlichen Streit, der um die Reste des Neandertalmenschen geführt wurde — meist gegen Fuhlrott, der ihre zeitliche und entwicklungsgeschichtliche Stellung richtig erkannt hatte. Einen Satz wollen wir doch festhalten: „Bemerkenswert ist, daß der bekannte englische Geologe Lyell (in England wird übrigens die Bedeutung des Fundes schon früh anerkannt), der einzige Forscher war, der es für nötig hielt, die Fundgrotte persönlich in Augenschein zu nehmen.“ Nach einem halben Menschenalter Kampf spricht Virchow 1872 sein vernichtendes Urteil, für ein volles Menschenalter herrscht Ruhe, durch Autorität erzwungen, bis zu Beginn unseres Jahrhunderts Schwalbe und Klaatsch das wissenschaftliche Wagnis einer neuen Untersuchung unternehmen und dadurch endlich der Ansicht Fuhlrotts auch in Deutschland zur Anerkennung verhelfen. Suffert.

Heyck, Hans, **Armin der Cherusker.** Roman. 1.—10. Tsd. Leipzig: Staackmann Verl. 1932. 337 S. 8°. 4.— Mk.; Lw. 5.50 Mk.

Hans Heyck, der Sohn des Historikers Eduard Heyck, schrieb ein Buch, das uns als Freunde der germanischen Vorgeschichte besonders angeht. Waren doch nach eigener Angabe des Verfassers maßgebend bei Abfassung seines Buches u. a. die Schriften von Kossinna und „Midgards Untergang“ von Kummer, in erster Linie aber die „Germanischen Heiligtümer“ von Teudt. Dadurch schon, daß Heyck die Erkenntnisse dieser unserer Vorgeschichtsforscher bei Darstellung des Kulturzustandes Germaniens zur Zeit Armins-Erminos sich zu eigen gemacht hat, hebt es sich — auch und eben als Roman — vorteilhaft ab von der Zahl von Büchern (vor allem Jugendschriften), die zuvor dichterisch die Zeit der Auseindersetzung zwischen Römern und Germanen verwerteten. Dazu kommt, daß Hans Heyck sich wahrhaft als deutscher Dichter zeigt und uns ein Gemälde der Zeit Armins vor Augen stellt, das, gestaltet aus seiner dichterischen Kraft, eine eindringliche Sprache gerade in unseren Tagen zu uns redet. Wie wächst heldenhaft der Führer Armin hervor, der ringt um die Einheit und Freiheit der germanischen Stämme! Der stirbt aber mit dem Rufe: „Tiusland! Tiusland! — Wann kommt das Reich?“ —

Wir können diese deutsche Dichtung eines lebenden deutschen Dichters nur wärmstens allen unseren Freunden empfehlen. el.

Edmund Kiß, **Das gläserne Meer.** Roman aus Urtagen. Leipzig 1930. Koehler & Amelang, Verlag. Ganzl. 5.40 Mk.

Eine Erd- und Menschheitstragödie der Vorzeit wird hier lebendig, die naturforschlich besehen auf der Rückkehr zur Katastrophenlehre mit damit verbundener Sintflut (Welteislehre) fußt — die kulturhistorisch gewertet, Neuland jener Forschung berührt, die Altkulturen der Menschheit bis weit über unser gewohntes historisches Blickfeld hinausträgt. Sp.

Edmund Kiß, **Die letzte Königin von Atlantis.** Ein Roman aus der Zeit um 12 000 v. Chr. Leipzig 1931. Koehler & Amelang, Verlag. Geh. 3.30 Mk.; Gzl. 4.80 Mk.

Als Wissenschafter, Forscher, Künstler und Architekt hat der Verfasser das Anderhochland bereist und ist den Spuren fernster Vergangenheit nachgegangen. Mit dem sicheren Instinkt, einen Teil der weltweit verbreiteten atlantischen Kultur damit entdeckt zu haben. Aus welchen erdgeschichtlichen Ereignissen heraus diese Kultur empfindlich gestört wurde und wie sie sich dennoch in der nordischen Seele bewahrt hat, wird erlebnisstark und feinsinnig vorgetragen. Man spürt, wie im Verfasser selbst ein Teil jener Seele lebendig ist, die es heute wieder zu entdecken gilt. Sowohl zum „Gläsernen Meer“ wie zu vorliegendem Roman hat Hans Wolfgang Behm ein jeweils ausführliches Nachwort beigesteuert, das die dem Stoff zugrundeliegenden wissenschaftlichen Belange klärt. Sp.

Groh, Georg, **Gottferne Gottesgelehrte.** Rig-Verlag Schweinfurt, 8 Seiten.

Eine köstliche Philippika, eine Abrechnung mit gottfernen Gottesgelehrten, die einen deutschen Glauben meinen begeifern und diffamieren zu müssen. Es ist eigentlich ein trauriges Kapitel und stimmt schlecht mit christlicher „Friedfertigkeit“ überein, wenn man gegenüber der Schrift Herman Wirths „Was heißt Deutsch?“ bisweilen die Antwort hören kann: Auf solches Deutschsein verzichte ich. Ein Beitrag zu dem Problem Deutschtum—Christentum und wahrlich kein schlechter. Eine für Zweifelnde aufschlußreiche Schrift. Pr.

„Daß die germanischen Völkerwanderungen der gesamten antiken Kultur ein Massengrab bereitet hätten, ist eines jener Greuelmärchen, mit denen unser Volk seit Jahrhunderten belastet wird.
Prof. Dr. F. Behn-Mainz, Hessischer Denkmalspfleger.

Zeitschriftenschau

Germanische Wanderwege und Stammeskulturen

Gustaf Kossinna, **Die Karte der germanischen Funde in der frühen Kaiserzeit (etwa 1—150 n. Chr.).** Vorbemerkung von Ernst Petersen in Breslau. Mannus Bd. 25, Heft 1, 1933. In dem neuesten Mannus-Hefte ist eine wichtige Arbeit aus dem Nachlasse Gustaf Kossinnas, die Fundkarte der freien Germanen in der sogenannten frühen Kaiserzeit, der Öffentlichkeit übergeben worden. Nahezu zehn Jahre hat der verstorbene Altmeister der deutschen Vorgeschichtsforschung an dieser Karte gearbeitet, ohne sich angesichts gewisser bei dem heutigen Stande der Forschung noch unvermeidbarer Mängel zur Veröffentlichung entschließen zu können. Um so dankenswerter ist es, daß diese Karte, die die Stammesgliederung der Germanen in den ersten anderthalb Jahrhunderten unserer Zeitrechnung aufs klarste veranschaulicht, sowohl der Forschung als auch der Gesamtheit des deutschen Volkes zugänglich gemacht worden ist. Die Karte zeigt im Ergebnis eine überraschende Übereinstimmung mit den Nachrichten der zeitgenössischen griechisch-römischen Schriftsteller, nur daß die Archäologie einerseits natürlich viel genauer arbeitet, während sie andererseits nur die großen Stammeseinheiten zum Ausdruck bringt. Klar lassen sich hier die drei großen Stammesverbände der Westgermanen, die Ingwäonen, Irminonen und Istwäonen, auch räumlich erkennen. Die Ingwäonen mit Jüten, Warnen, Angeln, Sachsen, Chauken und Angriwariern in Jütland mit Fünen und dem Nordseegebiet von Schleswig-Holstein bis nach Holland hinein. Südwärts davon, vorwiegend im Rheingebiet bis zur Moselmündung die Istwäonen, während im Rhein—Maingebiet zu dieser Zeit bereits swebische Völkerschaften, also Angehörige des Irminonenbundes, siedelten. Dessen volkreiche Stämme siedelten im gesamten Elbegebiet bis zur Oder, und zwar die Quaden in Mähren, die Markomannen in Böhmen, die Hermunduren in der Provinz Sachsen und angrenzenden Gebieten, die Semnonen in der Altmark und Nordwestbrandenburg, sowie die Langobarden in Nordosthannover, Ostholstein und in Mecklenburg. Östlich der Oder beginnt das Gebiet der Ostgermanen mit seinen sechs großen Stammesgebieten: Die silingischen Wandalen westlich der Oder, die übrigen Wandalen östlich der Oder, in Südposen, und in Süd- und Ostpolen bis nach Galizien, die Burgunden im übrigen Posen und in Nordwestpolen, die Gepiden in Westpreußen und im östlichsten Hinterpommern, die Goten am Frischen Haff und im Samland, in Hinterpommern die Rugier und in Vorpommern mit Rügen die Lemonier. Auf schwedischem Gebiet endlich erkennen wir die Nordgermanen. Die Karte ist von einem umfassenden Fundverzeichnis begleitet. / Karl Waller, **Chaukische Gräberfelder an der Nordseeküste.** Mannus Bd. 25, Heft 1, 1933. War es bisher weder mit Hilfe der reichlich unklar gehaltenen schriftlichen Überlieferungen noch durch die Spatenforschung möglich, die chaukischen Stämme hinreichend zu erkennen, so ist es Verfasser jetzt durch Untersuchung des Gräberfeldes am Silberberg bei Sahlenburg und zahlreicher anderer Fundstätten gelungen, die chaukische Stammeskultur mit ihrer eigenartigen Bestattungsform und Keramik herauszuarbeiten und ihre Verbreitung bis nach Holland festzulegen. Die Entwicklung zeigt, daß die Chauken vor den vordrängenden Sachsen offenbar in die Marsch zurückgewichen sind und sich dort niedergelassen haben ,während jene auf der Geest siedelten. Es entsteht die Frage, ob nicht die friesische und die chaukische Kultur ursprünglich eins gewesen sind, eine Frage, die nur in Zusammenarbeit mit der holländischen Forschung gelöst werden kann. / W. Gaerte, **Die Ostgrenze der gotischen Weichselmündungskultur in der römischen Kaiserzeit.** Mannus Band 24, Heft 4, 1932. Neuere Funde ermöglichen es, die Ostgrenze des geschlossenen gotischen Siedlungsgebietes in Ostpreußen in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten näher zu bestimmen. Sie verläuft von Braunsberg die Passarge entlang bis zur Einmündung der Drewenz, von dort südöstlich über Heilsberg bis nahe an Bischofsburg und durchschneidet, über Passenheim laufend, den Kreis

Neidenburg. Östlich davon saßen Galinder und Sudauer, Teilvölker der Aestier.

Walther Schulz, **Germanen zwischen Elbe und Weichsel vom 5. bis 7. Jahrhundert.** Volk und Rasse. 8. Jahrg., Heft 2, 1933. Verlag J. F. Lehmann, München. Die bisher landläufige Meinung, die besonders nachdrücklich von der polnischen Forschung immer wieder unterstrichen wurde, ging dahin, daß die Slaven in ein völlig entvölkertes, leeres Ostdeutschland eingerückt seien. Es stand jedoch schon immer zu vermuten daß nicht unerhebliche germanische Volksteile in der alten Heimat sitzen geblieben sind, die dann, verhältnismäßig verstreut siedelnd, des stammlichen Zusammenhaltes beraubt und so aus der politischen germanischen Entwicklung ausgeschaltet, allmählich der Vermischung mit den inzwischen eingesickerten Slawen verfallen sind. Walther Schulz führt hierfür den Beweis an Hand der noch immer stattlichen Zahl von germanischen Funden aus dem ostelbischen Gebiet, deren Vorkommen an Hand einer Karte erläutert wird. Es zeigt sich, daß rein germanische Funde bis zum Ausgang des 7. Jahrhunderts nachweisbar sind, ja im nördlichen Teil, im gesamten Ostseegebiet, dauert der wikingische Einfluß unvermindert auch in den folgenden Jahrhunderten an. Hier insbesondere, angesichts der außerordentlichen Seetüchtigkeit dieser Bevölkerung, wird man eine starke germanische Grundlage nicht von der Hand weisen können. Auch das Fortleben altgermanischer Namen in slawisierter Form in Ostelbien deutet in dieser Richtung. / Fritz Wiedermann, **Sind die oberschlesischen Holzkirchen Reste germanischen Kulturgutes?** Volk und Rasse. 8. Jahrg., Heft 2, 1933. Die oberschlesischen Holzkirchen haben von je das Interesse erregt. Wurden sie von der einen Seite als slawisches Volksgut in Anspruch nommen, so zeigt sich immer mehr, daß sie mit slawischem Geiste und der aus ihm folgenden Bauweise nicht zu vereinbaren sind. Vielmehr zeigt sich immer stärkere Verwandtschaft mit den skandinavischen Mastenkirchen. Denken wir ferner an das schlesische Vorlaubenhaus, so gehen wir wohl nicht fehl mit dem Gedanken, daß sich in diesem abgeschlossenen Gebiet urgermanische Holzbauformen erhalten haben.

Vom Ursprung und Werden der Indogermanen und Germanen

Konrad Jazdzewski, **Zusammenfassender Überblick über die Trichterbecherkultur.** Praehistorische Zeitschrift, Bd. 23, Heft 1/2 1932. Verfasser möchte die bisher „Nordische Megalithkultur" genannte Kultur (Indogermanen) „Trichterbecherkultur" genannt wissen, da der Großsteingräbergedanke auch anderen Kulturen eigen ist. Er unterscheidet vier Kreise, von denen, wie schon Kossinna erkannt hat, der nördliche als ältester und ursprünglicher anzusehen ist. Von hier erfolgt die Ausbreitung über ganz Ostdeutschland und über Polen bis über den Bug hinaus. Dieser Ostgruppe vorgelagert ist die Südgruppe, die ihre Entstehung zweifellos der Beeinflussung durch die südlichen Nachbarkulturen verdankt. Die Westgruppe, vom südwestlichen Schleswig-Holstein bis nach Holland, entwickelt den „Eckigen Stil", den Megalithgräberstil, das schönste und vollendetste, was wir aus der nordischen Jungsteinzeit besitzen. Verfasser möchte die Entstehung dieser Keramik aus der Vermischung der Trichterbecherleute mit dort eingesessener Bevölkerung herleiten.

Hertha Schemmel.

Seit Humboldts Tagen schwankt die deutsche Kultur sich steigernd zwischen Aufstieg und Tragödie. Nie sah ein Volk einen glänzenderen Siegeslauf seiner Technik als das deutsche, aber nie stand wohl gleichzeitig eines Volkes Seele so wiederholt schmerzvoll am Rande ihres Grabes. Dem Zeitalter gigantisch sich aufrollender Entwicklungslehren entsprang vielfach ein oberflächlich wertender Wettlauf der Weltanschauungen, aus denen in buntesten Schattierungen heilloses Chaos erwuchs. Armes Volk, Kino- und Krämerseelen hast du dir geschaffen, seit du in verblendeter Eitelkeit als Kamera-Operateur das Erdenrund durchzogst und mit dem Tand des Auslandes die Tiefen deines Gemütes verfilmtest! Deine Scham, deinen Gott, dein Blut, dein Herz, alles hast du zersetzt, verkauft oder zu zwiespältigen Begriffen gewandelt. Nun kehre endlich um. Schaffe dir starke Recken und gerade Trutzpersönlichkeiten mit dem offenen Auge des Lindwurmtöters, die deine geistige und volkstümliche Bühne adeln, vernehme die Heroldsrufe derer, die da künden, daß du deinen Gott wiederfindest, der seit Urtagen in den grünen Gefilden deiner Heimat thront!

Hans Wolfgang Behm in „Heilige Erde".

Vereinsnachrichten

Hagen. Am Sonnabend, dem 6. 5. 33, abends 17,30, findet in der Ortsgruppe des V. d. Fr. g. V. ein Vortrag über „Vermutlicher Zusammenhang von Flurnamen in der Nähe von Schwelm und Gevelsberg" von Lehrer Pielhau, Linderhausen, statt.

Der Redner wird ein Gebiet behandeln, in dem Wälle, Hügel und eigenartige Gemeindegrenzen auffallen.

Funde von Eisenschlacken an windreichen Abhängen weisen auf frühere Schmelzereien hin. Da in unserer Gegend das Alter der Eisengewinnung noch nicht festliegt, sind die Feststellungen an dieser Stelle besonders wichtig.

Der Vortrag wird somit eine Reihe interessanter Beobachtungen zusammenfassen.

Vortrag des Vorsitzenden der V. d. Fr. g. V. Daß das Anhaltische Staatsministerium, Abteilung Volksbildung, in Verbindung mit dem Anhaltischen Geschichtsverein und dem Verein für Naturwissenschaften den Vorsitzenden der V. d. Fr. g. V., Oberstleutnant a. D. Platz aus Detmold, zu einem Vortrage nach Dessau gebeten hatte, ist sehr zu billigen. Es war bedeutsam, daß der Vortragende zwei wichtige Sätze an den Anfang stellte: 1. Wer Wiederaufstieg erstrebt und ersehnt, dem ist es klar, was uns fehlt: Wissen über Ursprung und Zusammenhang mit unseren Altvordern. Wer nicht weiß, von wo er kam, der weiß auch nicht, wohin er geht. 2. Unsere Schulen haben viel versäumt. Während die Japaner ihrem Nachwuchs lehren, daß das ihrige das zur Beherrschung der Welt ausersehene Volk sei, und die Türken neuerdings, daß alle höhere Kultur im türkischen Wesen ihre Wurzel habe, wird unseren Kindern vom 6. Jahre ab gelehrt, daß ein anderes Volk von Gott bestimmt sei, die Welt zu beherrschen. Unsere Vorfahren dagegen hätten keine Kultur gehabt, seien Barbaren gewesen. Die antiken Kulturen würden immer noch zum Schaden der nordisch-germanischen weit überschätzt. Die unsrigen seien ganz anders geartet, geistig aber mindestens gleichwertig.

Sachlich zog sich der Inhalt des Vortrages auf einen engen Raum zusammen, der aber als der Brennpunkt kultischen und kulturellen Lebens der alten Germanen anzusehen ist: den Osning, den heiligen Wald der Sachsen, die Externsteine bei Horn in Lippe und das eine Meile davon entfernte große Ostaraheiligtum bei Österholz, das mit der berühmten und längst bekannten Anlage bei Alt-Upsala fast vollkommen übereinstimmt. In dem einen der Externsteine lagen die zum Teil noch erhaltenen Kulthallen der Sommer- und der Winter-Sonnenwende. Hier stand die Irminsul, die Karl der Große, den der Redner mit Nachdruck den Westfranken nannte, stürzte und damit dem Kult und der Kultur der urgermanischen Sachsen den Todesstoß versetzte. Sonne, Mond und Sterne, die sinnfälligsten Naturgewalten außerhalb der Erde, wurden ihres Gottescharakters entkleidet. Die altgermanische Mystik wurde aus den Kulthallen vertrieben und durch die neue Mystik des Christenglaubens ersetzt. Die Geistes- und Glaubenswelt von Jahrtausenden wurde durch den Vortragenden in lebendigen Bildern vor Augen gestellt. Viele sehr gute Lichtbilder vertieften den Eindruck der mit großem Beifall aufgenommenen Ausführungen.

Zur urreligionsgeschichtlichen Ausstellung, welche Professor Dr. Herman Wirth als Leiter der Forschungsanstalt für Geistesurgeschichte (Bad Doberan, Mecklenburg) veranstaltet (siehe S. 160), hat das Kultusministerium viele Leihgaben aus den staatlichen Museen zur Verfügung gestellt und Prof. Dr. Wirth auf eigene Kosten eine große Anzahl wertvoller Nachbildungen herstellen lassen. Der bekannte Bildhauer Richter-Elsner aus Berlin fertigte ein naturgetreues Modell des von Wilh. Teudt nachgewiesenen germanischen Heiligtums der Externsteine (Irminsul) und auch die „Freunde germ. Vorgeschichte" durften einen Abguß des symbolischen Zeichens aus dem Kultraum der Wintersonnenwende und mehrere große Aufnahmen von Einzelheiten des Heiligtums beitragen.

Zum ersten Male werden hiermit zahlreiche Beweisstücke der Forschungen Wirths in sinnvoller Zusammenstellung der Sicht geboten, worauf wir unsere Freunde ebenso hinweisen, wie auf die erläuternden Vorträge, die Prof. Dr. Wirth dazu auf der Deutschen Welle halten wird. Die Ausstellung wird viele großen Städte des In- und Auslandes besuchen.
Platz.

Frühere Jahrgänge „Germanien". Häufig wird nach älteren Heften unserer Zeitschrift gefragt. Einstweilen können noch abgegeben werden:

Germanien 3. Folge	1931/32	3.60
Germanien 4. Folge	1932	2.40

Man wende sich an Herrn W. Düstersiek, Detmold, Friedrichstr. 17, oder bestelle auf dem Abschnitt der Zahlkarte (Postscheckkonto Oberstlt. a. D. Platz, Detmold. Amt Hannover 6 52 78).

Urreligionsgeschichtliche Ausstellung

Vom 1. bis 14. Mai 1933 im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht in Berlin W 35, Potsdamer Str. 120.

Diese unter Leitung von **Prof. Dr. Herman Wirth** von der Forschungsanstalt für Geistesurgeschichte in Bad Doberan i. M. unter dem Titel „Der Heilbringer" (von Thule bis Galiläa) veranstaltete Ausstellung umfaßt wertvolle Original-Nachbildungen, Abgüsse und Aufnahmen, sowie kostbare Originale als Leihgabe der staatlichen Museen, welche zum erstenmal das Geistesgut des Nordens als spendende Quelle des Südens und Ostens sichtbar werden lassen. Dieser „Zug von Norden", aus Thule, in beiden Kontinenten dies- und jenseits des Nordatlantik, wird an Hand der Denkmäler zur Darstellung gebracht, wobei gleichwohl zu erkennen ist, wieweit das Volksbrauchtum der Gegenwart mit der Vorgeschichte verbunden ist.

Den Schwerpunkt der Ausstellung bildet die Religion der Megalithgräberzeit des weiteren Nordseekreises und ihr Zug vom Norden durch das Mittelmeerbecken bis Kanaan, mit besonderer Berücksichtigung der offenstehenden Fragen zur Entstehung der israelitischen und christlichen Religion und zu dem christlich-germanischen Synkretismus des ersten Jahrtausends. Ferner versucht die als Wanderausstellung gedachte Ausstellung die Verwirklichung einer „deutschen Sammlung und Freiluftschau für Geistesurgeschichte und Volkstumkunde" anzubahnen.

Während der Zeitdauer der Ausstellung finden täglich Führungen (11 u. 16 Uhr), auch durch Prof .Wirth persönlich, statt. Verbunden mit der Ausstellung sind Abendvorträge (jeweils 20 Uhr) mit Lichtbildern im Saal des Reichswirtschaftsrates, und zwar:

1\. 5. Prof. Wirth / Der Weltengeist und sein Jahr,
3\. 5. Prof. Wirth / Der urnordische Mythos vom Heilbringer,
5\. 5. Dr. Krumm-Heller / Quetzalcoatl und Christus,
8\. 5. Prof. Wirth / Die Religion der nord. Steingräberzeit: Von Thule bis Galiläa,
10\. 5. Prof. Wirth / Der Ursprung des Hakenkreuzzeichens und der Sinn des Lebens in der urnordischen Weltanschauung,
12\. 5. Prof. Wirth / Die nordische Volksmutter und das Ahnenerbe; Heimat adelt.

Für den Ausschuß der Ausstellung zeichnen eine Reihe führender Persönlichkeiten des wissenschaftlichen und kulturellen Lebens.

Durch die Presse geht in Bild und Worten die Nachricht, daß die Externsteine zum völkischen Heiligtum erklärt werden sollten. Diese Erörterungen führen wahrscheinlich darauf zurück, daß seitens der Freunde germanischer Vorgeschichte Schritte unternommen sind, die Osningmark mit ihren Denkmälern (Hermansdenkmal, Externsteine usw.) in besonderer Weise unter Schutz zu stellen. Es hat den Anschein, als ob die Verbreitung dieser Nachricht in vielen Fällen bewußt in einer Weise erfolgt ist, die einer Umbiegung des ursprünglichen Gedankens gleichkommt. Um wenigstens ein ungefähres Bild der Lage zu bekommen, bitten wir unsere Freunde darum, alle einschlägigen Nachrichten mit genauer Angabe der Zeitung und der Nummer der Schriftleitung (Detmold, Hermannstr. 11) zu übersenden.

Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte.

Druck der Offizin Haag-Drugulin AG. in Leipzig

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1933 Juni / Linding Heft 6

Vom Ursprung und Sinn des Hakenkreuzes

Von Prof. Dr. Herman Wirth

Es gibt im Leben der Blutgemeinschaft des Volkes Zeiten, wo sich tiefstes, ureigenstes Wesen wieder erschließt und wie ein verschollener unterirdischer Strom plötzlich mit Macht hervorbricht.

Das sind die großen Wendezeiten im Volksleben, wie im Leben des einzelnen Menschen. Das Schicksal muß die Seelen bis auf den Grund erschüttern und die Herzen ganz aufschließen, sollen die Kräfte der Tiefe wieder lebendig werden und auferstehen.

In dieser Schicksal- und Wendestunde des deutschen Volkes geht ein Ahnen durch die Geister, ein Hinabhorchen nach dem Rauschen jenes Stromes unseres Blutes durch die Jahrhunderte und Jahrtausende zurück. Es erwachen die Stimmen der Vergangenheit; sie reden lauter und lauter in den Menschen. Der Blick weitet sich; er macht sich frei von der Augenblicksbefangenheit und wird klar und hellsehend, in die Ferne des Vergangenen und Kommenden.

Die Dinge drängen zu einer Gestaltung, die schicksals- und bestimmungsmäßig die ihrige ist: der Mensch handelt in ungekanntem und unbewußtem und doch gebieterischem Zusammenhang mit denen, die vor ihm waren und dem, was vor ihm war. Das Organische, Wesenhafte seiner Blut- und Geisteskultur bricht sich zwangsläufig Bahn und nimmt Gestalt und Form an. Es ist in diesem Zusammenhange etwas Eigenes um die Wahrzeichen dieses Aufbruches der Quellen in der Volksseele.

Das, was gemeinhin als „nordische Bewegung" benannt wird, das Zurücktasten nach reiner ureigenster, höherer Form unseres Volkslebens und Einzeldaseins, das zum Bewußtsein drängende Erbahnen und Erberinnern, es zieht sich durch das nordische Abendland hin, schon vor mehr als einem halben Jahrhundert: von Gobineau — de Lagarde — Houston Chamberlain und so vielen anderen, in stetiger Steigerung des inneren Dranges der schicksalsmäßigen Blutstimme. Es wirkte in so vielen kaum oder wenig Bekanntem, auf alle Weisen zur Gestaltung und Betätigung der Lebensform strebend.

Und immer wieder leuchtet plötzlich aus diesem Nebel des Unbewußten, wie ein Wahrzeichen, das *Haken-* oder *Wendekreuz* auf. Wie eine innere Heilsgewißheit zieht es unwiderstehlich die Geister und Herzen an sich. Immer wieder ist es da. „In hoc signo vinces.“

Welche Bewandtnis hat es dann mit diesem Zeichen, das so häufig in dem kultischen, sinnbildlichen Schmuck der germanischen Völkerwanderungszeit erscheint, jenem Schmuck, von dem wir aus Runeninschriften wissen, daß er dem Weltengott Odin, Wodin der Spätzeit, „heilig“, geweiht war? Zeitlich und räumlich ungreifbar und unerschließbar schien dieses Zeichen, das bei allen Völkern und Kulturen der Menschheitsgeschichte sich zeigte. Viel wurde von unberufener Seite um dasselbe herum und hinein geheimnißt. Aber bei allem Törichten jener Irrgänge des Erberinnerns, der Germantik mit ihrer ariosophischen und „verkahlten“ Geheimwissenschaft — *eine* Ahnung war da, die nicht betrog — der inbrünstige Zug zu diesem geheimnisvollen Zeichen des Haken- oder Wendekreuzes. Es war vor dem Weltkrieg das Heils- und Wahrzeichen so manchen ehrlichen Ansatzes der Erneuerung unseres Volkstumes in artgemäßer Geistigkeit, eines Suchens und Wollens, in Schrift und Tat.

Wir haben es erlebt, wie deutsche Frontkämpfer, das „Hakenkreuz am Stahlhelm“, in die Reichshauptstadt einzogen, um die Sklavenketten des Landverrates und der Volkstäuschung zu brechen. Es war aber damals noch nicht an der Zeit.

Als ich in Niederland nach dem Zusammenbruch Deutschlands und Flanderns eine völkische Jugendbewegung, in Anlehnung an die deutsche Wandervogelbewegung, versuchte ins Leben zu rufen, um die dietsche Jugend wieder in ihrem verschollenen Volkstum Wurzeln fassen zu lassen, da wählten meine Lebensgefährtin und ich das Wende- oder Hakenkreuz in der aufsteigenden Sonne mit dem darüber aufsteigenden Sonnenaar. Nicht konnten wir wissen, daß wenig später in Deutschland das gleiche Sinnbild zum Wahrzeichen jener deutschen Einigungs- und Befreiungsbewegung gewählt werden sollte, welche unter Führung *Adolf Hitlers*, allen volks- und artfeindlichen Gewalten zum Trotz, in todesopfermutigem, unwiderstehlichem Siegeslauf zum Durchbruch gelangen würde.

Was ist nun Ursprung und Sinn dieses Zeichens, das an den verschiedensten Stellen zur gleichen Zeit in ahnendem Wissen zum Wahrzeichen des Aufstieges und der Erneuerung gewählt wurde?

Die erstmalige urgeistesgeschichtliche Untersuchung des sinnbildlichen Zeichens urnordischer Weltanschauung und Ewigkeitserkenntnis hat das Rätsel gelöst. Wir wissen, daß es aus der Schau und dem Erlebnis unserer fernen Nordlandahnen von der Offenbarung des Weltgeistes in Zeit und Raum, im Jahre Gottes, stammt. Der Gesichtskreis des Sonnenjahres rechtwinklig S-N, O-W, geteilt, war der begriffsbildliche Ursprung des Symboles als lineares Zeichen. An den Enden dieses Rechtkreuzes im Kreise, dieses Radkreuzes, war die Sonne als kleiner Kreis oder Kugel angedeutet. Im Laufe der Zeit fiel der Umkreis fort; in der Kursivschreibung wurden die Sonnenkugeln an den Kreuzesenden zu offenen Schleifen oder Haken und die vier Kreuzbalken geschwungen geschrieben, so daß eine Figur wie zwei rechtwinklig übereinandergelegte S-Spiralen entstand. Durch das Schreiben auf Holz, dem nordischen Schreibstoff, das *Ritzen* (engl. to write) wurden die runden Hakenenden eckig, recht- oder schrägeckig.

Das Zeichen war also ursprünglich ein Sinnbild der Drehung, des Umlaufes des Sonnenjahres durch die vier Hauptpunkte, die Weltgegenden, S-N als Winter- und Sommersonnenwendestellen, und O-W die Mittzeitenstätten (unsere Frühlings- und Herbstgleichen) der arktisch-nordischen Jahresteilung: das ist das aufrechtstehende Hakenkreuz als Rechtkreuz. Oder — es war gedacht als Verbindung der Punkte SW-SO und NO-NW als Sonnenauf- und -untergangspunkte zur Wintersonnenwende und Sommer-

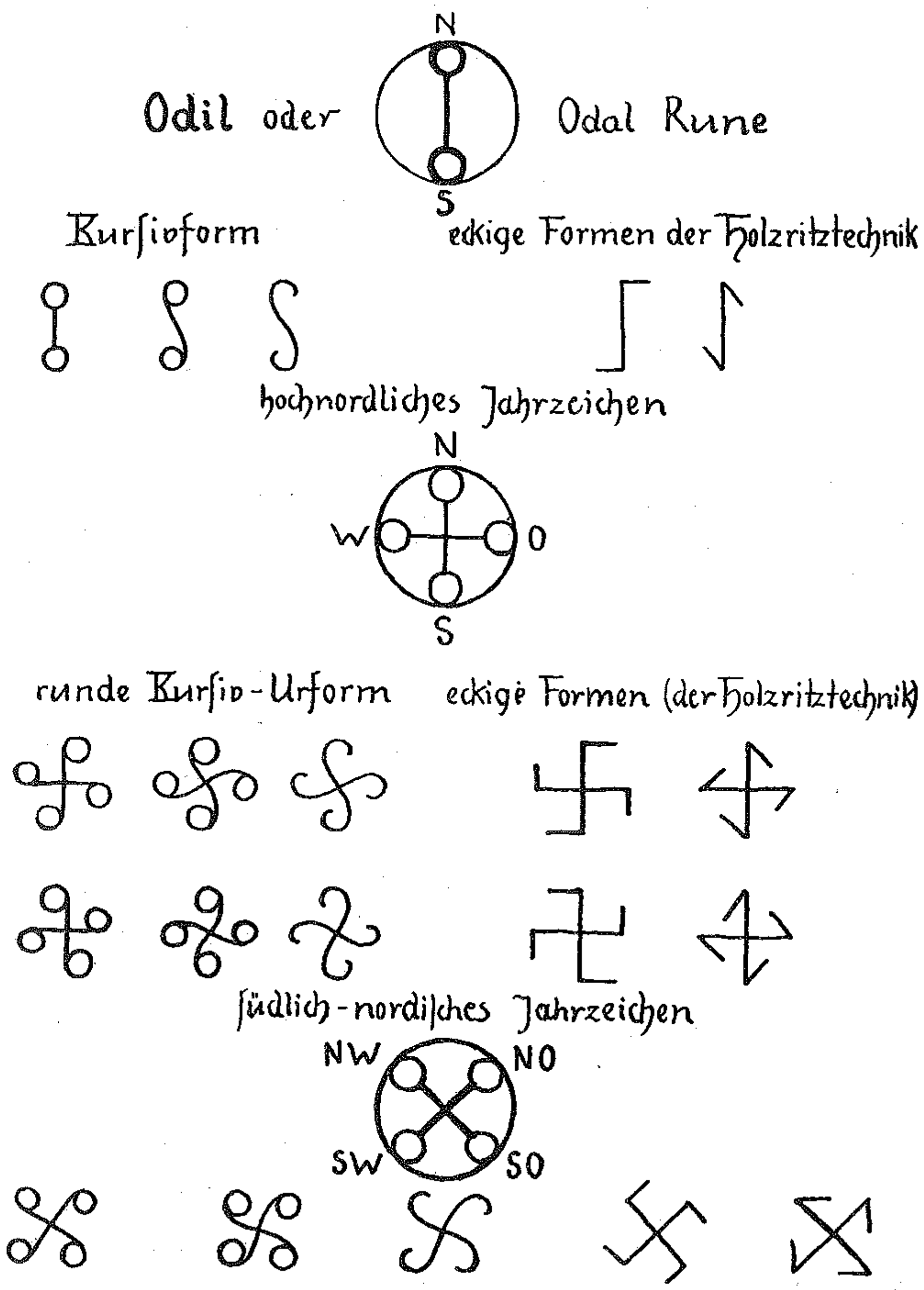


Abb. 1. Die germanische Rune ᛟ (od-il bzw. od-al) bedeutet „Leben Gottes“ oder „Heimat“, d. i. die als Gotteslehen zu betrachtende unveräußerliche Scholle. Die Rune verkörpert gleichwohl die Jahresachse, somit das Zeichen des höchsten und tiefsten Lichtes des Jahres Gottes (Sonnenjahr) als Sinnbild der ewigen Erneuerung, des „Stirb und werde“. Das Wende- oder Hakenkreuz ist das Zeichen des Umlaufes, der Drehung des Jahres als gleiches Sinnbild der ewigen Erneuerung und Wiedergeburt, das Heilszeichen des Lebens im Jahre Gottes.



Abb. 2. Giebel eines Bauernhauses (Großer Bernberg im Bergischen) mit dem ⊕-Zeichen in der Giebelspitze.

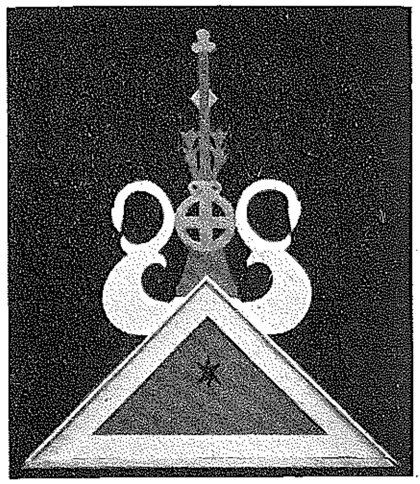


Abb. 3. Friesisches Hausgiebelzeichen. Zwischen zwei, die beiden Jahreshälften kennzeichnenden, Schwänen (vgl. auch die Ausführungen auf Seite 181/2 dieses Heftes) der viergeteilte arktische Jahreskreis (in ediger Schreibung zum Hakenkreuz werdend). Darüber der Jahresbaum mit den sechs Blättern und der edig geschriebenen Rune „Jahr"; an der Spitze die als Kleeblatt stilisierte Rune „Mensch".

sonnenwende, die Jahreseinteilung des südlich-nordischen Jahres unserer Nordseebreite: das ist das Hakenkreuz in Malkreuzform, das schrägliegende.

Man stellte es rechts- und linkswendend dar, je nachdem man in Erweiterung die auf- oder absteigende Hälfte des Jahres, des Sonnenlaufes zum Ausdruck bringen wollte. So erscheint es auch in den alten Bauern-Holzkalendern der germanischen Länder, welche ihre uralten sinnbildlichen Zeichen des Jahres Gottes weiter wahrten: „Runenstäbe" in Skandinavien genannt. In den beiden Teilungen des Jahres, im Jul (Wintersonnenwende) als Neujahr und im Mittsommer (Sommersonnenwende) als Halbjahr, ist uns das Zeichen im Sinne der Auf- und Abwärtsdrehung überliefert.

Es ist die große Heilsgewißheit von der göttlichen Weltordnung, der Ewigkeit des Seins, der Erneuerung des Lebens, das vom Lichte Gottes ist. Es drückt das aus, was die arischen Inder das rta (lateinisch ritus, unser Wort Art usw.) nannten, die Drehung, den Umlauf, die kosmische Weltordnung, das Weltgesetz, die Gesittung, das göttliche Recht.

Wer in diesen göttlichen Gesetzen alles Daseins steht, der hat die Erneuerung des Lebens Gottes in der Kette des Daseins, seiner Sippe, welche von Gott kommt.

Darum erscheint das Zeichen als Grabsinnbild im Sinne der Erneuerung des Lebens, soweit arischer Lichtgottesglaube von „ultima Thule", dem „Weißland" des Nordens, in der Steinzeit einst schon nach dem Süden und Norden gelangte. Darum war es das Sinnbild des Heilbringers, jener Verkörperung der Offenbarung Gottes in Zeit und Raum, des erdgeborenen Gottessohnes, wie das Ordenskreuz, welches ebenfalls aus dem Jahrzeichen, und zwar dem Malkreuz im Kreise, dem Malradkreuz, hervorging.

Es sind dies die beiden höchsten Sinnbilder, die höchsten Auszeichnungen des deutschen Volkes, Ordenskreuz und Hakenkreuz, die Heilszeichen des Jahres Gottes und des Gottessohnes, des Heilbringers des urnordischen Gotterkennens und Gotterlebens, der nordischen Gottesschau im Weltall, in Gottes Welt.

Mit der großen Steingräberkultur der „Leute des Westens" gelangte dieser Glaube

und diese Zeichen einst nach dem Morgenland und wurden in Amuru — Kanaan auch von den einwandernden orientalischen Mischvölkern, den Israeliten, Hebräern übernommen. Aus dem Steingräbergebiet Galiläas ging die Lehre des Galiläers hervor, dessen Gestaltung zur Christlichen Weltlehre wieder die gleichen Heilszeichen zeigt. Auch die frühchristliche Totenkultsymbolik der Katakomben Roms weist das Hakenkreuz noch als Wiedergeburtssinnbild, wenn auch vielleicht nur im jenseitigen Sinne.

Als nun aber die orientalisch-mediterrane Kirche nach dem Norden kam und der Christus mit dem nordischen Kreuzgott und Heilbringer der Urlehre, des älteren und ältesten Testamentes Gottes sinnvoll gleichgesetzt wurde, da wurden auf den weißen Christus des Südens Hakenkreuz und Ordenskreuz als seine Heilszeichen übertragen. Denn er war der Überwinder von Nacht und Tod. Und nach dem alten Steingräberzeitglauben der Iro-Schottischen Christen erlöste er alle vom Tode, Getaufte und Ungetaufte, Heiden und Christen, er, des „Sieges Waltender", der „Freyr" (Herr) der Menschheit.

So sehen wir an den Kreuzen dieser urgermanisch-christlichen Verschmelzungszeit dreischenkelige Hakenkreuze (Sinnbild der Drehung durch die 3 aettir, Himmelsrichtungen oder Jahreszeiten, Frühling, Sommer, Winter); vierschenkelige, aber auch sechs-, acht-

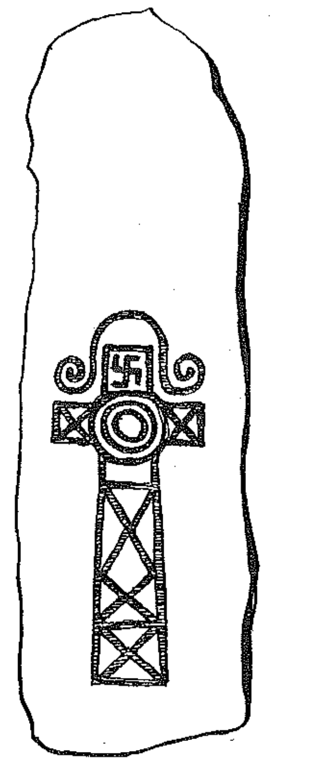


Abb. 4. Stein bei St. Brigids-Quelle (Tober Brigid,) Cliffony, Country Sligo, in Irland. Pilger ziehen an entsprechenden Festtagen um Stein und Quelle „mit der Sonne herum", von Osten nach Westen. Am Kreuze als Nabe das Jahresideogramm des Sonnenlaufbogenjahres (die drei gleichmittigen Kreise) und darüber das Wende- oder Hakenkreuz. Näheres darüber bei H. Wirth / Die Heilige Urschrift der Menschheit (Verlag Koehler & Amelang, Leipzig).

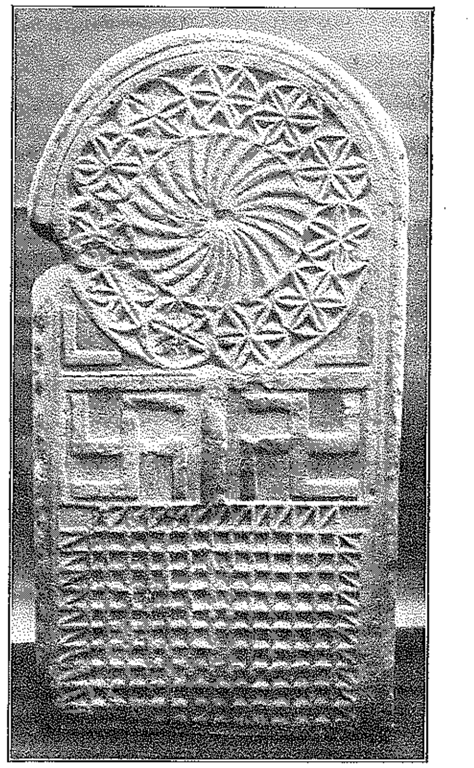


Abb. 5. Germanischer Grabstein (wahrsch. westgotisch) aus der Völkerwanderungszeit. Oben der Jahreskreis, von sechs geteilten Kreisen unterteilt und mit dem Zeichen der Wende versehen. Darunter („Süden") die beiden rechts- und linksläufigen Hakenkreuze als Zeichen des abwärts und des aufwärts gerichteten Jahres- und Lebenslaufes. Ganz unten die „Schraffierung" als Zeichen der Mutter Erde, umgeben von der Zickzacklinie, dem Zeichen des Weltmeeres (Völkerkundemuseum Berlin).

oder zwölfschenkelige Hakenkreuze, als volles Sinnbild der Jahresdrehung durch die Hauptpunkte der Jahresteilung.

So steht der Heilbringer, siegesehr aufgerichtet mit dem Haken- oder Wendekreuz über dem Haupte, am Merseburger Dom, er, der Erwecker alles Lebens vom Tode, jenes Lebens, das vom Lichte Gottes ist in aller Ewigkeit. „Ontkommer" lautet sein Name noch in mittelalterlich-niederländischer Volksüberlieferung, „Entkummer", der von Kummer (Not, Todeshaft, altnordisch kuml — „Grab") befreit, der deutschen Kümmernis, der spätere verdunkelte italienische Volto Santo von Lucca: nicht „heiliges Antlitz", sondern „heilige Wendung" zu übersetzen.

Und wenn in der deutschen Reformation zum ersten Male das Erberinnern nordischer Gläubigkeit nach einem „reinen Evangelium" tastet, erhebt sich der in die Zinssklaverei orientalischen Herrenrechtes versunkene alte nordische Gottesfreienstand der Bauern, um die Freiheit der Scholle, des Gotteslehens, wiederzugewinnen. Sie schwören bei dem Bilde des „Entkümmerer" und fordern, wie Ulrich Schmid, das Gottesrecht, wie der Pauker von Niklashausen unter dem Radkreuz dieses Recht predigt.

Ohne Führer und verführt, wurde diese erste deutsche Freiheitsbewegung in Blut und Staub zertreten, unerkannt von Luther und den Seinen. Aber noch heute zeugt ein süddeutscher Bauernspruch von der Heilsgewißheit dieser Odalsbauern:

Das Rad all umb und umbe gaht,
Uff Gott vertrauw ich fruh und spaht.

Wer durch die erste Denkmälerschau nordischen Urglaubens gegangen ist, die wir in unserer urreligionsgeschichtlichen Ausstellung „Der Heilbringer", am Tage nach der Feier „deutscher Arbeit" am 2. Mai im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht in der Potsdamer Straße, eröffneten (und die gegenwärtig in Bremen zu sehen ist), der wird zum ersten Male vielleicht mit tiefem Erstaunen und auch wohl mit freudigem Entsinnen als altvertraut und längst entschwunden erlebt haben, was der Norden dem Osten gab: daß es eine unbekannte dritte Konfession in Deutschland gab und gibt, aus der vor zweitausend Jahren das evangelische Christentum viel tiefer einst Wurzel und Ursprung nahm, als aus irgendeiner späteren orientalischen Lehnform.

Diese unbekannte und unbewußt geahnte „dritte Konfession", sie steht heute als deutsche Bewußtwerdung auf, wie in keinem anderen Lande nordischer, arischer Rasse. Dafür mußte das deutsche Volk durch die Tiefe der Nacht gehen, um sehend zu werden. Nun ist heilige Wendezeit. Das Wenderad will sich aufwärts drehen, ein aus sich rollendes Rad, ein heiliges „Ja" sagen, wie ein armer Seher sehnsuchtsvoll es einst geschaut hat.

Wir werden wieder zurückkehren in das „Jahr Gottes", daß der Tod von unseren Sippen weichen möge, und das Leben wieder das Sterben in unserem Volke siegreich überwinden möge. Ein Sinnbild der innersten Erneuerung, der Heiligung unseres Lebens und Leibes, als von Licht geboren und zu Licht erkoren — das sei uns wieder das Wendekreuz Gottes. Möge sein siegreiches Heil uns einigen, ein freies Volk in einem freien Lande.

Im Hakenkreuz sehen wir die Mission des Kampfes für den Sieg des arischen Menschen und zugleich mit ihm auch den Sieg des Gedankens der schaffenden Arbeit.

Adolf Hitler in „Mein Kampf"

Das Brauchtum der Sonnenwendfeier

Von Dr. Max Wieser

Von germanisch-nordischer Urzeit bis zur Gegenwart

Sonnenwendfeuer sind heute in der Jugendbewegung so beliebt wie seit alters bei den Bauern auf dem Lande. In der Regel finden sie am 24. Juni statt, der nach kirchlichem Brauch Johannistag genannt wird: sie heißen daher auch Johannisfeuer. Rechtzeitig zieht die Jugend von Haus zu Haus und sammelt Holz und Reisig, singt dazu Lieder und Reime, die sich auf das Fest beziehen. In einzelnen Gegenden schmücken Maien und Blumenkränze die Häuser innen und außen; und wenn rings auf den Höhen, vom Stroh entfacht, die „Sundwendfeuer", die „Himmels-" oder „Sonnwettfeuer", wie sie auch heißen, in lichten Flammen aufleuchten, dann wird der Kreis um das Feuer geschlossen: Jung und alt spielt, singt und tanzt, wirft auch wohl Kränze in das Feuer, und junge Paare springen zum Schluß über die Glut hinweg: der sogenannte „Feuersprung". Hie und da werden noch gemeinsame Mahlzeiten beim Feuer abgehalten. Feuerscheite werden ins Haus mitgenommen, um das Herdfeuer für das ganze Jahr in Gang zu bringen. Die Asche wird auf die Felder verstreut, um sie in der Hoffnung auf Fruchtbarkeit zu segnen. Von allem Unheil bleibt bewahrt, was im Umkreis des Feuerscheines lag. Viel „Aberglauben" knüpft sich an den Brauch, der anderorts (so in Skandinavien wie in einzelnen Gegenden Deutschlands) dadurch gefeiert wird, daß man aus Stroh geflochtene, brennende Räder oder angezündete Teertonnen die Berge hinabrollen läßt (vgl. Heft 5, 1933), auch (wie in Ostpreußen) ein Rad so lange auf einem in die Erde gesteckten Pfahl herumdreht, bis Feuer entsteht (ähnlich wie in der katholischen Kirche zu Ostern das Feuer für die Festlichter entfacht wird). Die Johannisfeuer haben sich in ganz Europa erhalten, besonders in Deutschland und Skandinavien, aber auch in Spanien, Frankreich und Irland.

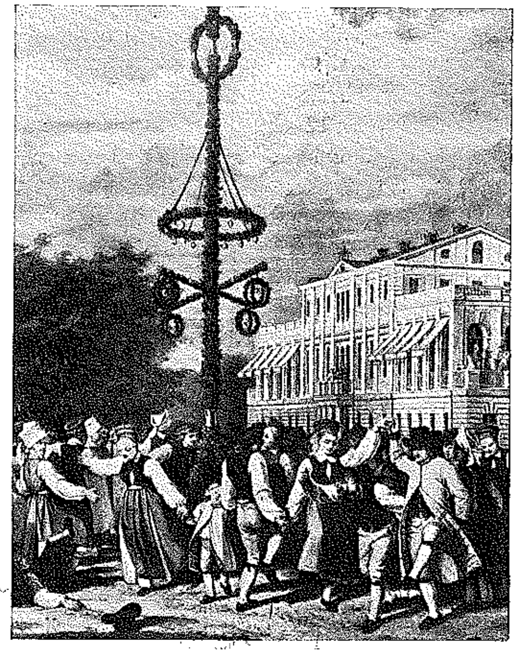


Abb. 1. „Mitsommerstange" mit Jahreskranz ϕ im schwedischen Volksbrauch. (Nach d. Gemälde von J. B. Sandberg.)

Die heutige Jugendbewegung sucht den Brauch in Form der „Sonnenwendfeuer" wiederzubeleben, ohne sich freilich wohl immer bewußt zu sein, wie uralt der Brauch ist und worauf er zurückzuführen ist. Bräuche erfordern zwar niemals wissenschaftliches Nachdenken, denn sie wollen im Tun bewahrt und bewährt sein. Aber was für blutsstark gebundene Menschen gilt, trifft nicht vollkommen auf uns heutige zu. Schon bei den Bauern stoßen wir jetzt auf viel unverstandene Gebräuche, die wohl fortgeführt werden, aber sinnlos geworden sind, weil selbst ihnen die geistige Grundlage, das Weltbild, auf dem sie beruhen, verloren ging. Um so nötiger tut Klarheit auch in diesen Fragen der nordischen Bewegung unter jung und alt, wenn sie ihr Ziel: die Wiedererstarkung dieser Grundlagen

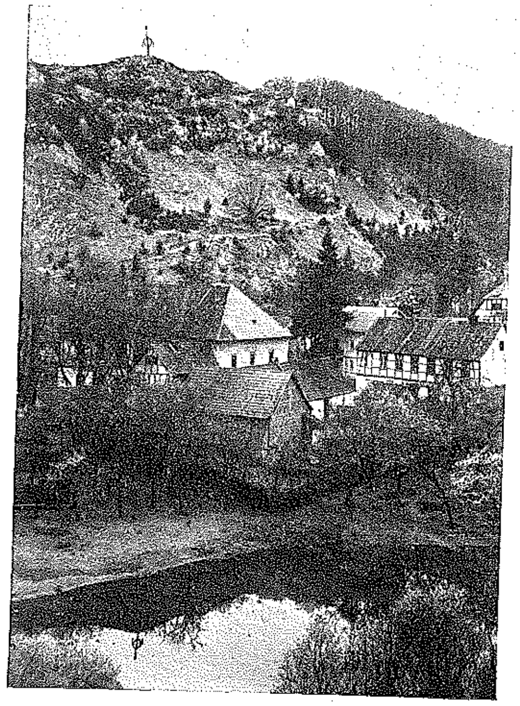


Abb. 2. Questenberg im Südharz. Auf der Höhe Eichenstamm mit Jahreskranz.

zum Heile des ganzen Volkes erreichen will!

Auf wie wenig einheitlicher Grundlage heute dieses Brauchtum steht, beweist allein die Tatsache, daß das Feuerabbrennen oder wenigstens die dazu gehörigen Bräuche in den einzelnen Gegenden Deutschlands zu sehr verschiedenen Jahreszeiten abgehalten werden: zu Johannistag, zu Pfingsten, am 1. Mai, zu Ostern. Die gleichen Gebräuche zu scheinbar verschiedenem Anlaß! Das deutet auf Überschichtungen, die offenbar durch den Einbruch des Christentums in die heidnische Glaubens- und Sittenwelt entstanden.

Erfreulicherweise gibt es in Deutschland noch ein einzigartiges Zeugnis für die noch ungebrochene, wenig überschichtete, heidnische Überlieferung, von der sich zugleich der wahre Ursprung der Sonnenwendfeier herleiten läßt. Es ist dies die *Queste* bei dem Dorfe Questenberg im Südharz: die Abgeschlossenheit des Dörfchens von aller Welt, die besonders günstige Lage des oberhalb des Dörfchens befindlichen Berges, die rassischen Einschläge der Bevölkerung müssen die Gründe gewesen sein, weshalb sich hier der Brauch durch Jahrtausende erhielt.

Auf steiler Felsenhöhe ragt gen Osten ein geschälter Eichenstamm von etwa 10 Meter in die Luft; daran hängt an einem Querbalken ein riesiger Kranz aus Buchen- und Birkengeflecht, in dem gut ein Mensch mit ausgebreiteten Armen stehen könnte; die Enden der Balken und das obere Ende des Eichenstammes bilden große Laubbüschel. Alle drei oder vier Jahre wird der Eichenstamm erneuert, mit vieler Mühe von 16 Burschen auf den Berg geschleppt. Alljährlich aber, am dritten Pfingsttage bei Sonnenaufgang, werden unter Führung eines alten Mannes der trockene Kranz und die Laubbüschel abgenommen, der alte Führer setzt sich mit seinem jungen Gefolge in den hingelegten Kranz und bricht das Brot und teilt es aus. Der alte Kranz wird dann verbrannt und am Mittag der neue von den Jungen wieder aufgehängt.

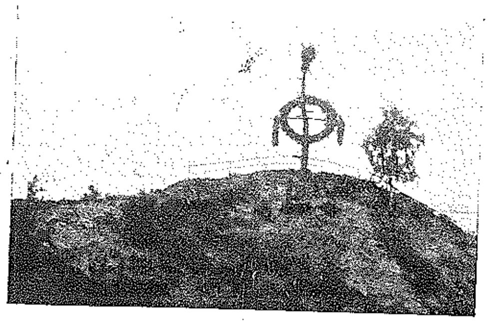


Abb. 3. Am Jahreskranz hängen zwei mächtige Laubbüschel als „Quasten" herab. Ein weiteres trägt der Stamm am hohen Wipfel.

Was bedeutet nun das Symbol: Baum und Radkreuz? Mit dem christlichen Pfingstfest, dem Fest der Ausgießung des Heiligen Geistes, kann es doch nichts zu tun haben. Die Kirche hat sich im Gegenteil innerlich gegen diese Symbolik gesträubt, wie noch folgender Vers bezeugt, der am Pfarrhause in Questenberg angebracht ist: „Questenkranz welket / die Burg sank in Trümmer / Gottes Erbarmen währet / heute und immer." Die

Erklärung der Volksüberlieferung: das Riesenkreuz am Eichenstamm sei zur Erinnerung an die Rettung eines Kindes aufgestellt, ist ebenso unsinnig wie leer.

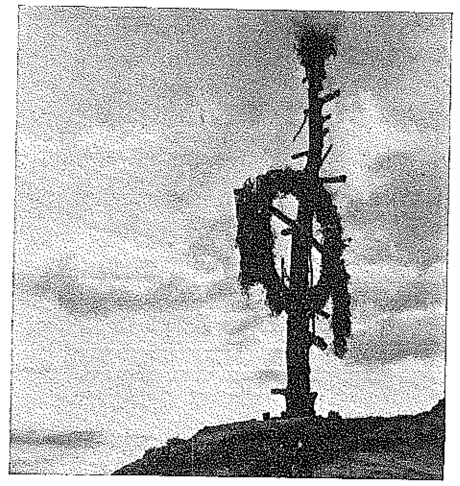


Abb. 4. Der bis zu 3 m im Durchmesser betragende Jahreskranz spricht deutlich für den Erhalt uralten Brauchtums.

Wir müssen zur Erklärung der Queste die bahnbrechenden Forschungen *Herman Wirths* auf dem Gebiete der vorgeschichtlichen Schriftzeichen und Kultsymbolik heranziehen. Sie zeigen uns mit erdrückendem Stoff unwiderleglich, daß die ältesten Schriftzeichen kalendarischen Ursprung haben, also sinnbildliche Wiedergaben der wichtigsten Horizontbeobachtungspunkte sind, und zwar für die Bewohner im kalten und gemäßigten Klima. Sie müssen also aus Norden stammen. In arktischen Gegenden liegt der Wintersonnenwendepunkt im Süden, der Sommersonnenwendepunkt im Norden (in unseren Breiten entsprechend im Südosten bzw. Nordosten). Die Sonnengleichenpunkte im Frühjahr und Herbst liegen stets im Westen und Osten. Die Zeichen, die der sogenannte „vorgeschichtliche" Mensch bei dieser Beobachtung des Sonnenlaufes mit Hilfe von senkrechtstehenden Holzstäben oder Steinen sich feststeckte oder sinnbildlich in die Felswände einritzte, entsprechen nun genau auch der Queste. Sie stellt den durchgeteilten Horizontkreis ɸ in Verbindung mit dem Rechtkreuz + dar: also die arktische Form des Gesichtskreissonnenjahres. So findet sich das Zeichen für Mittsommer und Sommersonnenwende bereits in der jüngeren Steinzeit auf einer kalendarischen Felszeichnung Südschwedens, ferner in der angelsächsischen Rune für „Jahr" ɸ mit dem Rechtkreuz + als 12. Rune der langen Runenreihe, also an der Mittsommerstelle genau wie Jahrhunderte später noch in schwedischen Bauernkalendern. Dasselbe Zeichen kommt aber auch in der Reihenfolge der ursprünglich Monate bezeichnenden Schriftzeichen an der Wintersonnenwendestelle vor: es ist eines der wichtigsten Zeichen, weil es die Halbierung des altnordischen Jahres darstellt; den tiefsten und höchsten Stand der Sonne im Dezember und Juni bezeichnend; deshalb auch von *kosmisch-sinnbildlicher* und *kultischer* Bedeutung.

Der Lauf der Sonne am Himmelsgewölbe war jenen ältesten Nordlandbewohnern — wie aus der Erforschung ihrer Schriftzeichen, aber auch ihrer Kultgebräuche diesseits und jenseits des Atlantik hervorgeht — ein Gleichnis für ihr eigenes Leben. Alljährlich wiederholt sich das Wunder: aus der Nacht, aus der Tiefe, dem Meere, dem Mutterschoß der Erde steigt die Sonne auf und fördert neues Leben. So gibt es auch im Menschenleben keinen Tod: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis": der Weg von Geschlecht zu Geschlecht, von innerer und äußerer Gebundenheit zu innerer und äußerer Freiheit. Das ist der Glaube an das „Stirb und Werde", das — nach Goethes Wort — nur ein „dunkler Gast" auf der Erde nicht be-

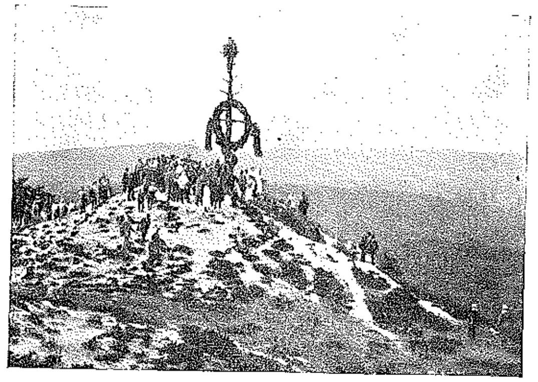


Abb. 5. Etwa bei Sonnenaufgang des dritten Pfingsttages versammelt sich insbesondere die Jugend zur Kranzabnahme.

greift. Dieser Glaube war — wie die ältesten Schriftzeichen aufweisen — von Anfang da, er ging nur häufig genug verloren mit der Rassenvermischung und -entartung, er taucht aber immer wieder mit der Aufspaltung (Auf-Mendelung) des Erscheinungsbildes auf. Der Urglaube der Menschheit war also kein Sonnengottglaube, der in der Sonne Gott selbst verkörpert sah. Das „Jahr Gottes", sich offenbarend im Sonnenlauf, versinnbildlicht auch in der Reihenfolge der Schriftzeichen (dem Alphabet, dem Futhark der Runen), ist das große Gleichnis unseres Daseins: ein Glaube, der keines Mittlers, keines vorderasiatischen Sündenfalls zur Erhebung bedarf und noch von Kant mit dem Hinweis auf den „Gestirnten Himmel über mir" und dem „moralischen Gesetz in mir" (dem Gewissen!) begriffen wird. Es gibt keinen leiblichen noch seelischen Tod für den, der den ewigen Kreislauf des Daseins im Weltall wie in der Menschenbrust sehend und empfindend faßt.

So ist das Gleichnis, das Sinnbild für den kosmischen Umlauf, die ewige Wiederkehr: das „Wendezeichen" oder „Hakenkreuz", das — wie schriftgeschichtlich genau nachzuweisen ist — aus dem Rechtkreuz oder Malkreuz durch flüchtige Schreibung der angedeuteten Sonnenpunkte entstand, also aus ☩ bzw. ⌘ = 卐 oder 卐. Keinen anderen Sinn haben auch die Sonnenwendefeiern und -feuer zu Mittwinter oder Mittsommer.

Aus dem Malkreuz X, einfach oder verbunden mit der Nord-Südachse ✳ entstand aber auch das Zeichen für „Lebensbaum" und „Mensch" (dem Oberen und Unteren, dem „Zwiefachen", dem „Tuisto", wie ihn Tacitus uns von den Germanen noch überliefert hat). Überall, wo diese linearen, abstrakten Kalenderzeichen eine Ähnlichkeit hatten mit Gestalten der Natur (sei es Pflanze, Tier oder Mensch), stellten sich später diese selbst als Sinnbilder dafür ein. So erscheinen schon in Denkmälern der jüngeren Steinzeit bildliche Darstellungen von „Baum" und „Mensch" neben den abstrakten, linearen Zeichen. So ist der „Lebensbaum" gleichbedeutend mit „Jahresbaum" oder „Weltenbaum". Dies ist der Grund, weshalb im Mittelpunkt der altnordischen höchsten Feste zu den Sonnenwendezeiten der Baum gehörte, sei es in Form der „Queste", des späteren „Johannisbaumes" (der nach der Verschiebung des Sommersonnenwendefestes zum „Maibaum" wurde) oder des „Weihnachtsbaumes". Bedeutsam werden diese Zusammenhänge noch dadurch, daß diese Bäume (insbesondere Birke und Tanne als Frühlings- und Winterbäume) an hervorragenden alten Kult- und Gerichtsstätten, vielfach auf dem Dorfplatz bei den Festlichkeiten aufgestellt werden. Noch heute gilt in friesischen Landen der Maibaum als Symbol des Gottes- und Landesfriedens, als Sinnbild der friesischen Freiheit. Wie eng mußte daher die Rechtssprechung mit diesem natur -und gottverbundenen Glauben zusammenhängen!

Und was hat das Christentum aus diesen hohen Festen gemacht? Zwar beweist das Vorkommen dieser Zeichen in Galiläa (auf Dolmen, Siegelzylindern u. dgl.), daß auch hier zur Zeit Christi — dank der uralten Beziehungen dieses Landes zu den Atlantikerstämmen der Philister und Amoriter — dieser hochentwickelte nordatlantische Urglaube eine Wiederauferstehung, eine Reformation erfuhr: das geschichtliche Christentum aber hat diese urnordische Überlieferung nicht nur oft äußerlich fortgesetzt und dabei verdunkelt, sondern geradezu innerlich abgelehnt und vernichtet. Das zeigt für Deutschland insbesondere das verhängnisvolle Werk eines Bonifatius und Karls des Großen. Symbolisch dafür ist die schon von Goethe an den Externsteinen beobachtete Umknickung der „Irminsul", des für die urnordische Weltordnung so sinnbildlichen „Lebensbaumes", der in Form des Maibaumes oder Weihnachtsbaumes bei christlichen und volkstümlichen Festen nur kümmerlich fortlebt. So sind viele heidnische Sinnbilder und Bräuche ausgerottet worden, nicht zuletzt auch die Sonnenwendfeuer.

Man hat aus dem Vorkommen eines ausgebreiteten Wintersonnenwende- und Sommersonnenwendekults in der alten Mithrasreligion Vorderasiens, sowie aus der großen Be-

deutung des Sommersonnenwendefestes in heidnisch-römischer Zeit auf die Abhängigkeit des Nordens auch in diesen Kultgebräuchen schließen wollen. Wir wissen aber heute durch Wirth, daß grade sie umgekehrt nordischer Herkunft sind und sich nicht zufällig in Nord-, Mittel- und Westeuropa am längsten erhalten haben. Ihr Ursprung darf auch nicht allein in einem altarischen Lichtmythus gesehen werden, nach dem etwa Baldur durch Hödurs Pfeil, Siegfried durch den finsteren Hagen zur Sommersonnenwende getötet wird. Das sind nur jüngere Wechselformen für das viel ältere Gleichnis der Himmelsvorgänge bei dem tief traurigen Abstieg der Sonne nach ihrem höchsten Stand im Sommer.

Die uralten, blutsmäßig bedingten Gebräuche saßen im Norden so fest, daß die christliche Kirche sie oft nicht ausrotten, nur umdeuten und verderben konnte. So wurde der Sommersonnenwendetag (nach altrömischem Kalender der 24. Juni) zum Geburtstag von Johannis dem Täufer, dem ältesten christlichen Heiligen, wobei die Kirche sich auf das Wort des Täufers berief: „Er (Christus) muß wachsen, ich aber muß abnehmen"; der Wintersonnenwendetag (nach altrömischem Kalender der 27. Dezember) wurde entsprechend der Geburtstag von Johannes dem Evangelisten. Die erste christliche Feier des sommersonnenwendlichen „Johannistages" hielt bezeichnenderweise Karl der Große 801 zu Ivrea in Italien ab! Noch heute wird in Schwaben beim Johannisfeuer neben St. Johannes auch St. Veit angerufen, aber stets mit Beziehung auf die Feuerscheite. In Südbayern wurden die Sonnenwendfeuer sogar auf den Geburtstag dieses Schutzheiligen (den 15. Juni) verschoben. Wie dergestalt die Kirche das altnordische Gleichnis des Wendefeuers umdeutend in ihren Dienst stellte und von den priesterlich geschaffenen Mächten „über uns" abhängig zu machen verstand, zeigt folgender Vers, den die Burschen in Unterfranken beim Scheitesammeln singen: „Wer kein Holz zum Feuer git (gibt), erreicht das ewige Leben nicht." In diesem kirchlichen Gewande erfreuten sich die „Johannis-" oder „Himmelsfeuer", die „Sunwend" oder „Fro"-, „Fron"-Feuer (wobei fron soviel wie „Herr" bedeutet) auf Grund der literarischen Überlieferung im 12.—15. Jahrhundert besonderer Beliebtheit. Kaiser und Könige ersuchte man um die Ehre, das Johannisfeuer in ihrer Gegenwart anzuzünden. Seitdem wurden sie durch die „aufgeklärten" Behörden unterdrückt, wobei die enge Verbindung der protestantischen Kirche mit den deutschen Kleinstaaten die Hauptschuld trägt.

Dies mag auch dazu beigetragen haben, daß nunmehr in verstärktem Maße der Brauch des Feuerabbrennens auf Anhöhen an anderen Tagen und Festen (zu Pfingsten, am 1. Mai und zu Ostern) vorgenommen wurde. Jedenfalls ist nicht zufällig der Brauch des Osterfeuers seit dem 16. Jahrhundert literarisch besonders bezeugt. Die sonstigen Bräuche des Sommersonnenwendefestes (und so auch die Queste) wurden an dem rein kirchlichen, zur Ausgießung des Heiligen Geistes verhältnismäßig spät eingeführten Pfingstfeste (z. B. in Form des Pfingstbaumes, Maibaumes, des Maienschmuckes mit Spiel, Gesang und Tanz, gemeinsamen Mahles) übernommen. In vereinzelten Fällen (wie in Westfalen) wiederholen sie sich teilweise am Johannistag. Das Pfingstfest und die Bräuche am 1. Mai nahmen geradezu die Gestalt des Frühlings- und Sommerfestes an, der Gerichtstag wurde die „Maiversammlung" und viel ostischer (lappo-finnischer) Aberglaube (Walpurgistag!) fand damit Eingang.

Alle mit dem Feuerabbrennen zusammenhängenden Bräuche (wie das Einholen und Abbrennen der Scheite mit Sang, Spiel und Tanz oder der Feuersprung) gelangten auch zu Ostern zur Geltung: an dem eigentlichen Frühlingsfeste, das nun herhalten sollte für die Auferstehung des „Herrn". Auch das Osterfest, besonders sein Zeitpunkt im Jahreslauf der Feste, hat wenig nordische Bestandteile und zeigt stark vorderasiatische Beeinflussung. Wir wissen allein aus der katholischen Kirchengeschichte, daß die zu Weihnachten und Ostern vollzogenen kultischen Handlungen früher noch enger als heute zusammengehörten und erst nach und nach, besonders seit dem Tridentiner Konzil getrennt

wurden. Noch heute bezeugt die katholische Messe (in Anknüpfung an die Halbierung der Jahreshälften — missari! — in Winter- und Sommersonnenwende), daß das am Leibe des „Herrn Jesu" vollzogene „Stirb und Werde", Wiedergeburt und Auferstehung, eins sind. Daß es sich hierbei um eine historisch und persönlich bedingte Umformung des ursprünglichen nordisch-kosmischen „Stirb und Werde"-Glaubens handelt, wird nun weiter bestätigt durch die Forschungen Herman Wirths über die ältesten Wanderungswege der kalendarischen Zeichenwelt von Nordwesten nach Südosten. Die urnordischen Kult- und Kalenderzeichen wurden im Süden (Nordafrika, Vorderasien) nicht mehr verstanden, weil — nächst den Einmischungen fremden Erbgutes — die astronomischen Verhältnisse hier anders lagen. Der Frühjahrsanfang wurde in die Winterhälfte des Jahres verschoben, dadurch wurde die Einführung neuer Zeichen für den Frühjahrsanfang nötig; dieser löste sich daher immer mehr und mehr von der Wintersonnenwendestelle fort. Hinzukam: die Sonnengleichen im Frühjahr und Herbst (ausgedrückt durch die horizontale Richtung Ost-West des Gesichtskreissonnenjahres) sind in Äquatorialgegenden augenscheinlicher als die Sommer- und Wintersonnenwendepunkte, welche den Gesichtskreis des Sonnenjahres senkrecht von Norden nach Süden teilen. Auf diese vorderasiatischen Bestandteile im katholischen Kultjahr ist das Osterfest vor allem auch zeitlich zurückzuführen. Die kirchlichen und volkstümlichen Osterbräuche sind dabei teilweise von den urnordischen winterlichen und sommerlichen Sonnenfesten übernommen und verdunkelt worden. *Heidnisch-wintersonnenwendlich* ist an Ostern: der große kosmische Gedanke des „Stirb und Werde", der hier in Geburt und Tod des Herrn zwischen Weihnachten und Ostern mit allen priesterlichen Zutaten freilich vermenschlicht ist, der Dorn, der das Jahr spaltet und im Volksbrauch oft noch als Dornstrauch den Stoff zum Osterfeuer liefert, und so vieles andere aus dem Wintersonnenwendemythos; *heidnisch-sommersonnenwendlich* ist das Osterfest als Naturfest, als Fest der aufsteigenden Sonne in all den Volksbräuchen des Osterfeuers, das erst eigentlich, wie erwähnt, in Geltung kam, als die Sommersonnenwendefeuer im Mittsommer durch Kirche und Behörde unterdrückt wurden (ähnlich wie es den Osterfeuern selbst später erging, fand sich die Geistlichkeit auch oft damit ab).

Gewiß hat das Osterfest auch als Frühlingsanfangsfest heidnische Anfänge und ist nicht etwa erst im 2. Jahrhundert entstanden. Aber es ist dabei nicht entscheidend, wenn man seinen Namen in Beziehung setzt zur Göttin Ostara oder etwa das Ei als Frühlingsgleichnis „schon" 772 im „himmlischen" Feste der Chinesen nachweist. Nach Herman *Wirth* ist das „Eimotiv" auf das allgemein-nordatlantische „Welteneimotiv" der „zwei Schalen" ϕ bzw. θ der beiden Jahres- oder Weltenhälften zurückzuführen, ebenso der Osterhase mit dem „Ei" als das winterliche weiße Geleittier des „Heilsbringers", das im Frühjahr grau wird und „Männchen" Y macht, anzusehen („Die heilige Urschrift" bes. S. 72 und 320). Die kultischen Umgänge, Reigen und Tänze zur Wendezeit (vgl. Karneval), so manches Brauchtum bei den „Schützen"-Festen (Wirth ebda. S. 206 ff.): alles verstärkt den Eindruck: Das Brauchtum des Osterfestes wie des Pfingstfestes ist abhängig von den uralten nordischen Sonnenwendefesten im Winter (Jul) und im Sommer.

Uns bleiben diese Feste die *ursprünglichsten nordischen Feste* als Zeugnisse des ureigensten Glaubens unserer Ahnen, der ein Glaube war an die ewige Wiederkehr des Daseins im „Stirb und Werde" dort Draußen im Sonnenlauf und allem Sichtbaren wie hier Drinnen in der Menschenbrust und aller sittlichen Weltordnung (vgl. das altindische rta). So wie es als „Hakenkreuz" oder besser „Wende"- „Odalskreuz" das Zeichen der Drehung, der ewigen kosmischen Bindung versinnbildlicht.

Der Buntenberg bei Göstrup

Entdeckung einer urgeschichtlichen Wallburg im Lippischen Norden

Von A. Meier-Böke, Hohenhausen i. Lippe

Der *Buntenberg* oberhalb *Göstrup* hat schon öfter die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. In Göstrup geht das Gerücht, da oben habe eine Kapelle gestanden. Diese Auffassung muß sehr jung sein, denn offenbar knüpft sie an das Kreuzzeichen im trigonometrischen Vermessungsstein an. Es geht auch das Gerücht, daß ein unterirdischer Gang die Trotzenburg bei Lüdenhausen mit der Bergkuppe verbunden habe. Die sichtbare Grundrißgestalt einstiger Baulichkeiten kann Anlaß dieser Volksmeinung sein. Näher kommt der Sache schon die Göstruper Überlieferung, daß einst in Kriegszeiten das Vieh auf den Berg in Sicherheit gebracht wurde.

Schulrat Schwanold hielt die rundlichen bis länglichen Steinhäufungen auf und an der Wall-Linie der Südostseite für frühbronzezeitliche Hünengräber (wie auch ich zunächst) und gab in den Mitteilungen zur Lippeschen Landesgeschichte die Zahl mit sechs an.

Meine Aufmerksamkeit wurde 1919 zum erstenmal durch den stufenförmigen Anstieg der nördlichen Wall-Linie erregt. Anregungen Wilhelm Teudts folgend habe ich dann seit 1925 meine 1922 begonnene Suche nach Vorzeitbestattungen planmäßig im Gebiet zwischen Weser und Bega einerseits und der Salze und Exter andererseits betrieben. Ich stellte über 300 Rundhügelbestattungen und eine Anzahl langhügelige fest. Auf Wunsch Dr. Stierens in Münster trug ich diese Gräber in die Meßtischblätter ein und es ließ sich die Tatsache unmittelbar ablesen, daß der nordlippesche Raum bis an die Weser nicht nur eine geographische, sondern auch eine siedlungsmäßige Einheit für jene ferne Zeit des 2. Jahrtausends vor Christi war. Da germanische und auch keltische Gaue nun stets einen politischen und kultischen Mittelpunkt besitzen, so war die Aufgabe, denselben für den umschriebenen Gau zu finden, gegeben. Ich verfuhr im Sinne Albert Hermann *Prietzes* (Das Geheimnis der deutschen Ortsnamen) rein landschaftlich, indem ich den Zirkel im Zentrum des Gebietes ansetzte und mit einem 10 Kilometer fassenden Radius das gesamte Gebiet zwischen Hameln und Oeynhausen von diesem Mittelpunkt aus umgriff. Dieser *zentrale Punkt nun war Buntenberg oberhalb Göstrup.*

Was mich in der Meinung, hier die *Fluchtburg der Bronzezeit* gefunden zu haben, bestärkte, war die Tatsache, daß die Randhöhen des Gebietes nach der offenen Ebene zu gräberfrei waren. Das war für mich ein strategischer Hinweis. Die Bronzezeitbevölkerung war eine Rückzugsbevölkerung. Überlegener Feind konnte nur der nördlich siedelnde Germanenvetter sein. Ferner lag über die Hälfte aller Bestattungen dem Keuperhöhenzuge Langenholzhausen—Sternberg entlang. Die Fluchtburg auf dem Buntenberge war also jederzeit leicht auf dem sicher uralten Höhenwege (heute der sogen. Wanderweg 2) vor jedem nördlich und westlich andringenden Feind zu erreichen. Vielleicht siedelte man darum gerade so gehäuft an diesem „Rennstieg" jener Tage.

Strategisch bedeutsam ist nun die wunderbare Eignung des Bergstockes selbst. Von seinem Gipfel ist das gesamte Gebiet mit dem unbewaffneten Auge leicht zu überblicken. Die Sicht ist geradezu hervorragend zu nennen.

Daß wir in dem Buntenberge eine *Wallburg* ältester Art, die zur Zeit älteste in Lippe und im norddeutschen Raum, vor uns haben, das ist zweifelsfrei. Am 19. März 33 habe ich Professor *Langewiesche* aus Bünde, der neben *Schuchhardt* der erfahrenste Burgenforscher sein dürfte, sowie Geheimrat Dr. *Kiewning*, Detmold, und den Sachberater für Vor- und Frühgeschichte in Lippe, Lehrer *Nebelsiek*-Remmighausen, an Ort und Stelle geführt. Professor Langewiesche hält die Buntenbergburg für die schönste

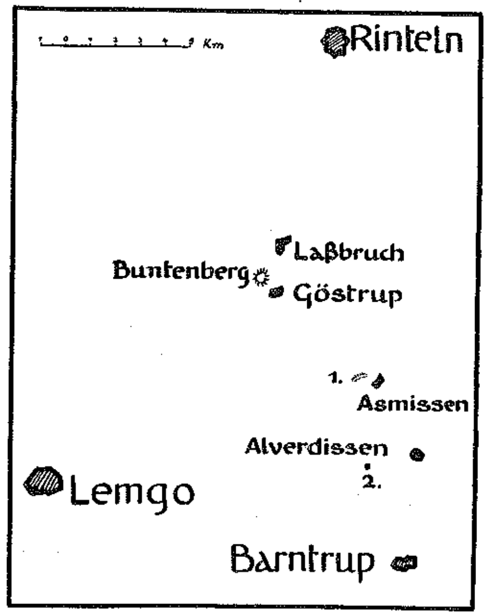


Abb. 1. Übersichtskarte vom Buntenberg.
1 = Bunte Berge nw. von Asmissen.
2 = „Bünte" beim Teutberge westl. von Alverdissen.

in Lippe. Gleichläufige Erscheinungen sind der Forschung zur Zeit nur weiter südlich im Hessischen und im Siegerlande bekannt; bei Siegen wurden diese Wallanlagen von Dr. Stieren im verflossenen Sommer ergraben.

Der gegenständliche Befund des Buntenberges, wie er heute noch vorliegt, ist ein nicht unerheblicher, so daß man sich eigentlich wundert, wie selbst Männer der Wissenschaft daran vorbeigehen konnten, zumal diese Burganlage nach Art und Alter für die Lippesche Vorgeschichte von erheblicher Bedeutung ist und noch mehr werden kann, wenn zum Beispiel der von mir vermutete Zusammenhang zwischen Rundhügelbevölkerung und Wehranlage spatenmäßig bewiesen werden sollte. (Prof. Langewiesche hält eine Beziehung auf die Langhügelleute für wahrscheinlicher.)

Der Berg fällt nach Osten und Westen sehr steil ab. Es gibt kaum eine Höhe, die ihm darin ebenbürtig ist im genannten Raum. Die Südseite besitzt eine terrassenförmige Vorstufung, die an einer Ecke einen erkennbaren Wall hat. Auch der Norden und Osten scheinen derartige Vorburgen gehabt zu haben, bzw. durch Doppelwälle gesichert gewesen zu sein. Am Osthang ist auch die unentbehrliche Quelle anscheinend durch einen schwächeren Wall mit einbezogen gewesen. Der Hauptwall umzieht die Kuppe mehr oder minder gut erhalten vollständig, was schon ein Gegengrund gegen die Annahme eines Bauerngrenzwalles ist, wie mir von anderer Seite zuerst entgegengehalten worden ist. Die Kuppe ist eine rund 100 Morgen große, ganz leise nach Norden einfallende Ebnis, die vorzüglich als Lagerraum verwertbar war.

Das erhaltene Beststück der ziemlich verwickelten Anlage liegt längs der ostsüdlichen Kante. Während sonst der Wall ziemlich flach und abgetragen aussieht, bollwerken hier noch breite Steinlager, die sich stellenweise zu Steinhügelungen groben Formats zusammenhäufen, Schwanolds „Steinhügelgräber der Bronzezeit". Prof. Langewiesche will Grundrißstrukturen an diesen Stellen erkennen, die Türme, Wohngruben und ähnliches im Aufriß beherbergen konnten.

Volkskundliche Befunde schließen die Kette der deutungsbedürftigen Gegebenheiten. Der Buntenberg gehört besitzmäßig nach Laßbruch und Göstrup. Die Gemarkungsgrenze scheitelt seinen Gipfel. Hauptteilhaber ist der Buntenhof in Göstrup, der namengebend war[1]). Ein anderer Name ist mundüberliefert nicht nachzuweisen. Für nicht zufällig halte ich die Nachbarschaft der „tausendjährigen" Eiche zu Göstrup (Abb. 2), die am Fuße des Berges steht. Wo derartige Urgestalten einer naturgewaltigen Zeit vorkommen, die so ganz und gar nicht in die Gegenwart hineinpassen wollen, da darf man irgendwelche kultischen und politischen Mittelpunktsbeziehungen der Vorzeit mutmaßen, und die Eiche zu Döhringsfeld am Leistruper Walde in kultisch bedeutsamer Nachbarschaft steht nicht vereinzelt da. Der Platz der Eiche zu Göstrup kann späterer oder auch schon gleichzeitiger Mittelpunkt für gemeinschaftliche Volksbegebenheiten gewesen sein. Selbstverständlich nicht der heutige Baumriese, sondern ein Vorfahr, aber in Fortsetzung uralter Gepflogenheiten.

[1]) Vgl. die Anmerkung am Schluß des Aufsatzes auf S. 176.

Südöstlich ist der „Hexenberg" bei Lüdenhausen in drei Kilometer Entfernung vorgelagert. Seine kahle, bezeichnende Kuppe ist der überlieferte Platz der Lüdenhauser Oster=



Abb. 2. Rieseneiche zu Göstrup.

feuer. Der „alte Postweg" führt zwischen Buntenberg und Hexenberg in Richtung Rinteln vorbei. Weiter nordwestlich liegen der „Tevenhauser Turm" und die „Langewand", letztere ein noch heute üblicher Versammlungsplatz der talgelegenen Gemeinden.

Sobald Geld und Arbeitskräfte bereitstehen, soll gegraben werden, unter Zuziehung von Dr. Stieren, Münster, und Geheimrat Bersu, Frankfurt a. Main. Wir dürfen mit großer Spannung dem Ergebnis entgegensehen, da diese Burganlage, wie gesagt, die älteste in Lippe und Umgebiet ist und nach meiner Meinung vielleicht in der Grotenburg bei Detmold eine gleichläufige Erscheinung hat. Jedenfalls machen die dortigen Wallreste den nämlichen altertümlichen Eindruck, wie die des Buntenberges. Und es wird unserm Hermann nicht schaden können, wenn der Grund und Boden, in dem er steht, geschichtlich „vordatiert" werden sollte.

Anmerkung. Man könnte auch an das umgekehrte Verhältnis denken, daß nämlich der Hof seinen Namen nach dem Berge hat, was aber nicht durch entspr. Überlieferung gestützt erscheint. „Bunte" dürfte zurückzuführen sein auf ein Wort, das althochdeutsch biunt heißt, die Weiterentwicklung einer vorauszusetzenden Form biwand oder biwund = „was sich herumwindet". Der Sachbefund auf dem Buntenberg würde zu einer solchen sprachlichen Deutung stimmen, mögen nun die „Windungen" wie hier Steinwälle oder wie anderswo Flechtzäune oder dgl. sein. Die Bauern auf dem Buntenhof könnten also als diejenigen aufgefaßt werden, denen seinerzeit die Instandhaltung der Anlagen auf dem Buntenberg oblag.

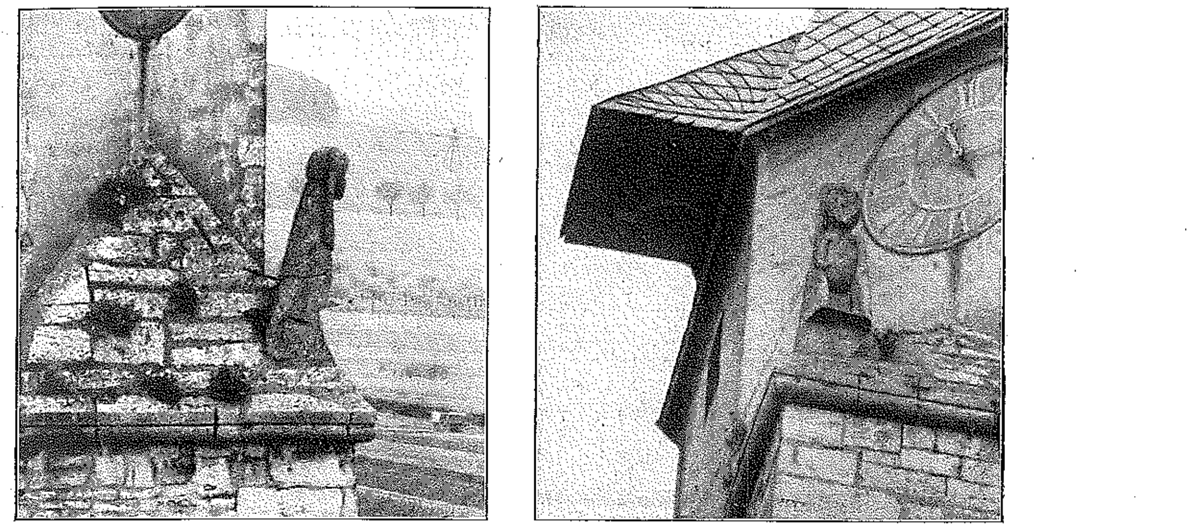
Aus biwund haben sich im ganzen deutschen Sprachgebiet die mannigfachsten Formen entwickelt. In 6 km Entfernung ostsüdöstlich vom B. bei Göstrup liegen die Buntenberge bei Asmissen, in etwa 9 km Entfernung südöstlich „Bünte" beim Teutberge (westl. von Alverdissen). Diese Namen gehören vermutlich in die gleiche Gruppe. Nach Mitteilung von Archivrat Dr. Kiewning erscheint der Name Buntenberg in den älteren Akten nicht, während der Buntenhof in Göstrup uralt ist. Die mir vorliegende Karte vom Landmesser Heimburg (etwa um 1770) enthält an der betreffenden Stelle die Bezeichnung „Pasche-Bruch". Eine halbe Stunde weiter östlich am „Rennstieg" gibt es heute noch die mundüberlieferte Bezeichnung „Paschenbrink". Sollte „Pasche" hier mit „Ostern" gleichzusetzen sein, so ergäben sich auch namenskundlich kultische Zusammenhänge. Die alte Karte zeigt außerdem eine Stange an der Stelle des Buntenberges.

Das Moosholzmännchen von Königslutter

Von K. Th. Weigel, Bad Harzburg

Die Benediktiner Klosterkirche St. Peter und Paul in Königslutter ist ein weithin bekanntes Bauwerk, das durch seinen reichen ornamentalen Schmuck ganz besonders augenfällig ist. Nicht nur der blühende Dekorationsstil des berühmten „Meisters von Königslutter", dessen Spuren man an den verschiedensten Stellen vor dem Harze findet (Braunschweig usw.), ist bekannt, sondern auch die beiden säulentragenden Portallöwen und die Apsis, die wiederum auf einen anderen Meister weisen, der zweifellos aus italienischer oder richtiger aus lombardisch-germanischer Schule schöpft. Die Vorwürfe für diese beiden Teile finden sich zweifellos an der berühmten Kirche von St. Zeno bei Verona, wo dieselben Motive in etwas primitiverer Form auftreten. Die Portallöwen halten zwischen den Vorderpranken einen Bock, den alten Sündenbock, auf der anderen Seite einen langbärtigen Menschen in langem, gegürtetem Rocke, der den Heiden darstellen soll, — beides Motive, die in verschiedensten Darstellungen jener Zeit enthalten sind. An der kunstvollen Apsis finden sich Jagdszenen usw. dargestellt, die an dem südlicheren Vorbilde als Wilde Jagd oder Teile der Sage um Dietrich von Bern gedeutet worden sind.

Etwas anderes aber befindet sich noch an diesem Bau, was die Freunde der deutschen Vorgeschichte sehr interessieren dürfte. Das ist das Moosholzmännchen, das auf dem nördlichen Turme, direkt unter der Uhr, aufgesetzt ist und keineswegs mit den Bauformen der aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts stammenden Kirche in Einklang



Das als altgermanische Göttergestalt (?) zu deutende Moosholzmännchen

gebracht werden kann. Eine plumpe Steinfigur in klobigen Proportionen mit großem Kopfe und kurzen Armen schaut in das Land hinein — ein Zeuge einer weit älteren Zeit, wie sich ohne weiteres erkennen läßt. Der Volksmund nennt diese Steinfigur „Wächter" oder „Moosholzmännchen" und erklärt die Bezeichnung so, daß das Bild in der Richtung nach einem früheren Walde sieht und hier früher auf die Holzdiebe habe achten müssen. Es gibt nun in Deutschland eine ganze Reihe ähnlicher ungefüger Steinbilder, so bei Halle an der Saale den „Saalaffen", an der Burg in Freyburg an der Unstrut ein ähnliches grobes Stück eingemauert, das von einer Eraburg stammen soll, und auch im Mansfelder Seekreise finden sich verschiedene derartige Darstellungen an alten Kirchen eingemauert, die sich in keiner Weise mit christlichen Dingen in Verbindung bringen lassen.

Es ist anzunehmen, daß diese Steinbilder von alten Kultstätten herstammen, an deren Stätte in christlicher Zeit dann die Kirchen aufgebaut worden sind. Daß die christlichen Baumeister diese Steine verwendeten, spricht dafür, daß sie den Umwohnern zeigen wollten, daß der Zorn der heidnischen Götter den christlichen Kirchen nichts anhaben könne, und auf diese Art und Weise ist der eine oder andere der Kultsteine bewahrt worden, um uns von den primitiven Götterdarstellungen der Zeit Kunde zu geben, die vermutlich erst in der Zeit nach der Völkerwanderung entstanden sind. Auch der Königslutterer Wächter scheint eine derartige primitive Götterdarstellung zu sein, die vielleicht in einem heiligen Haine gestanden hat in der Richtung, nach der er heute sehen muß. Vielleicht ist auch hier der stattliche Bau an die Stelle einer bedeutenden germanischen Kultstätte gesetzt worden, und das Heiligenbild des alten Glaubens, den Gott, der einst im Gehölz gestanden hat, den setzte man oben am Kirchturm hin, um seine Kraft zu bannen oder auch seinen Anhängern zu beweisen, daß seine Macht an der der Kirche gemessen lächerlich sei. Prof. Dr. Jung aus Marburg a. d. Lahn, ein großer Kenner derartiger Dinge, hält das Moosholzmännchen bestimmt für vorchristlich. Wir haben es in ihm mit der ältesten Plastik des Landes Braunschweig zu tun.

„Die altgermanische Religion ist unter allen Gebieten unserer vorchristlichen Kultur wohl dasjenige, das der Gegenwart das Meiste zu sagen hat."

Gustav Neckel in „Die altgermanische Religion."

Der Zobtenberg als Vandalenheiligtum

Dr. phil. Otto Huth

Sonnenwendfest und Zwillingskult

Leben wird mein Volk und dauern,
wenn die Dioskuren gerne
segnend ihm zu Haupte stehn.
C. F. Meyer

In mehreren Fällen ist überliefert, daß verschiedene germanische Stämme eine Kultgemeinschaft bildeten. So war der Hain der Semnonen die Zentralkultstätte aller suebischen Stämme. Der Nerthuskult vereinigte eine größere Anzahl germanischer Völker. Das templum Tanfanae im Gebiet der Merser, unter dem jedenfalls ein Kultbau zu verstehen ist, war weithin berühmt; also möglicherweise auch eine Zentralkultstätte. Eine solche haben wir mit ziemlicher Sicherheit in dem Hain der Alchi, der germanischen Zwillingsgötter, der im Gebiet der Nacharvalen lag (Tacitus Germania 43), die mit den Silingen (Schlesiern) identisch sind (Much, Wandalische Götter, Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, Bd. 27, 1926, S. 20ff.; ders. bei Hoops, Reallexikon unter „Naharvali" und „Silingen"), zu sehen. Die alte Annahme nämlich, daß der Hain der Nacharvalen die Kultstätte aller vandalisch-lugischen Stämme gewesen sei, die sich lediglich auf die erwähnten Analogien im germanischen Altertum stütze, hat Much dadurch erhärtet, daß er den „Dioskuren"kult als gemeinvandalisch erwies. Es erhält nun eine andere Vermutung erhöhte Wichtigkeit, der zufolge der Zobtenberg in Schlesien der Ort dieser Kultstätte war[1]. Als später Slaven diese Gegenden bewohnten, übernahmen sie, wie anzunehmen ist, den germanischen Kult; jedenfalls spielte der Zobtenberg im Kult der Slaven eine Rolle (nach Thietmar von Merseburg, s. Much, W. G. S. 22). Bezeichnend ist auch, daß hier ein altes christliches Heiligtum liegt (siehe G. Lustig, Schlesische Monatshefte, 2. Jahrg. 1925, S. 14ff.; Much a. a. O.). Der jetzige Name des Zobtenberges ist vom slav. sobotka, „Sonnenwendfeier", herzuleiten (Much bei Hoogs, Reallexikon unter „Silingen"). Im Mittelpunkt der slavischen wie germanischen Sonnenwendfeste standen die Feuer auf den Bergen, wie aus den späteren Volksbräuchen zu erschließen ist. Der Zobtenberg dürfte also bereits in germanischer Zeit ein bevorzugter Sonnenwendfeuerplatz gewesen sein.

Das kann durch weitere Überlegungen gestützt werden. Diese Sonnenwendfeuer, mit denen auch die allgemeine Herderneuerung verbunden war — d. h. die vorher gelöschten Herde wurden von diesem Feuer aus, von dem man brennende Scheite mit nach Hause nahm, wieder angesteckt —, mußten mit dem heiligen Holzfeuerzeug entzündet werden, und dies hatte ursprünglich nach germanischer Sitte durch Zwillinge zu geschehen, die als Abbilder der Dioskuren galten (vgl. Germanien 1933, Heft 3, S. 85, „Die Symbolik des Kivikgrabes"). Diese germanische Sitte ist zu erschließen aus dem Volksbrauch des Notfeuers. Bis ins vorige Jahrhundert wandte der deutsche Bauer zur Bekämpfung einer schweren Seuche unter seinem Vieh das „Notfeuer" (nodfyr, niedfeor, d. i. Reibefeuer) an: Alle Herdfeuer und jedes Licht im ganzen Dorfe, ursprünglich wohl im ganzen Gau, mußte gelöscht werden. Jeder Hausstand hatte Brennmaterial zu stiften. Dann wurde durch Reiben von Holz — meist durch Quirlen eines Stockes, den man zwischen zwei eingerammte Eichenpfähle oben einspannte — das „neue Feuer" erzeugt, mit dem der Scheiterhaufen angesteckt wurde. Durch das niedergebrannte Feuer trieb man das Vieh, krankes wie gesundes, und sprang auch selbst hindurch. Dies Notfeuer ist als aus besonderem Anlaß wiederholtes Jul- (d. i. Wintersonnenwende-, Neujahrs-) feuer aufzufassen. In manchen Gegenden mag man schon in älterer Zeit die allgemeine Herderneuerung zur Sommersonnenwende (Johannesfest) vorgenommen haben; so ist jedenfalls am einfachsten das „Johannis-Notfeuer" zu erklären, das wir noch Ende vorigen Jahrhunderts hier und dort finden. Ursprünglich aber wurde der Neufeuerritus zur Wintersonnenwendezeit vorgenommen, die als germanischer und urindogermanischer Neujahrstermin zu gelten hat. (Daran ist insbesonder seit der grundlegenden Denkmälerforschung Herman Wirths nicht mehr zu zweifeln. — Nachträglich sehe ich, daß das Notfeuer als Rest einer allgemeinen Neujahrsherderneuerung schon Leopold von Schröder [Arische Religion, Bd. 2, Wien 1916, S. 573] erkannte. Doch glaubt er, daß der indogermanische Neujahrstermin im Frühling lag. Ich halte das Frühlingsneujahr, das sich auch bei deutschen Stämmen mit der allgemeinen Herderneuerung beobachten läßt, für sekundär.) Als „Notfeuer" blieb also das Julfeuer erhalten, während die Sitte der allgemeinen Herderneuerung zu Weihnachten wohl in der „Bekehrungs"zeit unterdrückt bzw. von der Kirche in die Osterriten (benedictio ignis, „Feuerweihe" am Karsamstag) aufgenommen wurde. Wenn nun nach deutschem Volksbrauch Zwillinge (oder zwei Brüder) das Notfeuer entzünden müssen, so folgt daraus, daß am germanischen Julfest ehemals das neue (Sonnen-)Feuer durch Zwillinge gedreht wurde. Da das Julfest das Hauptfest des Jahres und das Erzeugen des Neufeuers eine hochkultische Angelegenheit war, ergibt sich weiter, daß das Amt des Neufeuerreibens den Priesterfürsten, d. h. Zwillingen oder Brüdern aus priesterlichem Fürstengeschlechte zugekommen sein wird. Kurz: das Reiben des Neufeuers mit dem heiligen Holzfeuerzeug war das Amt der Dioskurenfürsten. Daß die Zweiführung, wie wir sie außer in Sparta und Rom häufig bei germanischen und auch gerade bei vandalischen Stämmen beobachten können, mit dem urindogermanischen „Dioskuren"kult zusammenhängt, hat man längst erkannt.

Diese beiden Führer müssen als Abbilder, Vertreter der göttlichen Zwillinge gegolten haben. Daraus scheint sich nun eine neue Deutung der rätselhaften Namen vandalischer Brüderfürsten zu ergeben. In der langobardischen Stammessage erscheinen die Vandalen unter der Führung der Brüder Ambri und Assi (*Aski), d. i. Pflock (zu *ambra) und Holzstange (zu ask, „Esche"). Much stellt die Namen zusammen mit denen der ersten Menschen Ask und Embla (askr und *ambrilo). Gleichbedeutend sind auffälligerweise die Namen der beiden Führer eines andern vandalischen Stammes, der Viktovalen-Harii, die ebenfalls ausdrücklich als Brüderpaar bezeichnet sind. Sie heißen Raos und Raptos, d. i. Stange (raho) und Balken (rafts). — Näheres über die sprachliche Herleitung s. Much a. a. O. S. 37. — Man hat wohl mit Recht aus diesen Namen auf zwei Kultbalken als Dioskurensymbol geschlossen. Diese Kultbalken, so können wir weiter folgern, sind als Holzfeuerzeug aufzufassen. Überdies scheint die erwähnte Namensgleichheit von Ambri-Assi und Ask-Embla die naheliegende Annahme zu bestätigen, daß zum Holzfeuerzeug, mit dem das heilige neue Feuer erzeugt wurde, Holz von heiligen Bäumen, die als Sitz der Ahnenseele galten, genommen wurde. Ein sichtbares Symbol der Alchi scheint allerdings die Aussage des Tacitus auszuschließen, daß kein Bild im Hain der Nacharvalen zu finden gewesen sei. Sind die beiden Kultbalken aber als Feuerzeug aufzufassen, so ist leicht einzusehen, daß sie in einem Innenraum verwahrt wurden und nur bei der Neufeuererzeugung in den heiligen Hain gebracht wurden. Noch im vorigen Jahrhundert wurde in einem mecklenburgischen Dorfe der Pfeiler, der bei der Notfeuerbereitung neben dem Eckständer einer Scheune eingegraben wurde und mit diesem zusammen als „Feuerzeug" diente, meist auf dem Schulzenhofe verwahrt. Die Kult-

[1] Vgl. Much in dem genannten Aufsatz über „Wandal. Götter"; ferner E. Wahle, Deutsche Vorzeit, L. 1932, S. 161, wo auf W. Schulz, Kartographische Darstellungen zur altgerm. Religionsgeschichte, Halle 1926, S. 19f. verwiesen wird. Wahle sagt: „So dürfte der von Tacitus genannte heilige Hain der Nahanarwalen auf dem Siling (Zobten) gelegen haben, welcher die seit der jüngeren Steinzeit ständig besiedelte Fruchtebene Mittelschlesiens beherrschend überragt."

balken der Alchi wird man auch bei Feldzügen den Zwillingsfürsten nachgetragen haben, wie das für Griechenland von den torähnlichen Symbolen der spartanischen Dioskuren, den Dokana, d. i. „Balken", überliefert ist (Herodot 5, 75).

Wir sahen, daß die Neufeuererzeugung das Amt der Priesterfürsten war, dazu wird man sich zu erinnern haben, daß die Hasdingen, das Fürstengeschlecht der Victovalen, die mit den Nacharvalen eine engere Gruppe innerhalb der Vandalen-Lugier gebildet haben, nach Müllenhoff als Priester der Alchi zu gelten haben. Hasdinge nämlich bedeutet die „Langhaarigen" (zu altnord. haddr „Frauenhaar"), und der Priester der Alchi war muliebri ornatu (Tacitus), d. h. „mit weiblichem Schmuck versehen". Eine Schwierigkeit liegt freilich darin, daß Tacitus nur *einen* Priester nennt; doch wird das niemand

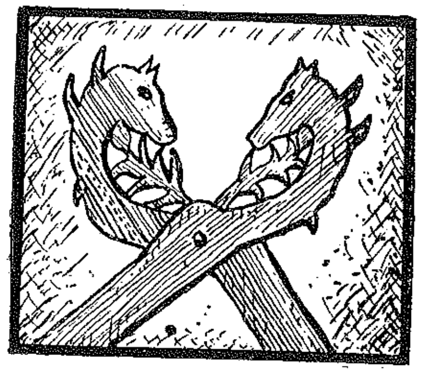


Abb. 1. Giebelzier aus Wilhelmsburg bei Harburg (nach Petersen, Die Pferdeköpfe auf den Bauernhäusern, besonders in Norddeutschland. Jahrbücher für die Landeskunde der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg, Bd. III, Kiel 1860). Die Giebelzier stammt aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Die ältesten Pferdeköpfe der Art, die bisher bekannt sind, stammen von der Altenburg (bei Niedenstein, Kr. Fritzlar), der Gauburg der Chatten, die wahrscheinlich im Jahre 15 n. Chr. von Germanikus zerstört wurde.

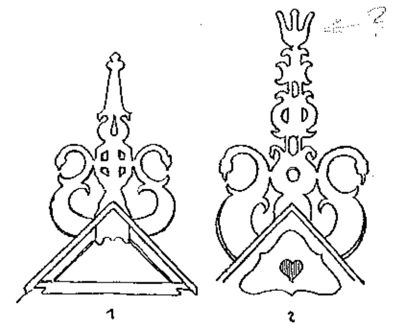
für entscheidend halten. Much hat zu zeigen versucht, daß die Victovalen mit den Harii identisch sind. Da nun „Harlunge" sprachlich als Erweiterung von „Harii" aufzufassen ist, erscheint die Harlungensage in neuem Licht, in der bereits Müllenhoff Nachklänge des vandalischen Dioskurenkults finden wollte. Die Harlungenbrüder Ambrika und Frithila sind die sagenhaften Vertreter der Hasdingenzwillingsfürsten, der Alchipriester. Much spricht ferner die Vermutung aus, daß der altnord. Name Brisingar ein Beiname der Harlunge, also letzten Endes der Hasdinge, gewesen sei (Brisingamen heißt der Harlungenschatz). Dies Wort *brisingar* bedeutet „*die Feuer*" (altnord. und norweg. brisingr, brising, „Feuer zum Leuchten und Wärmen"). Dieser Name als Beiname der Hasdinge-Alchi wäre eine schöne Ergänzung zu dem andern, der sie als zwei Balken bezeichnet und sich auf die Kultbalken, die zum Neufeuerreiben benutzt wurden, bezog.

Much erinnert zu dem Namen Brisingar an die griechische Auffassung des St. Elmsfeuers, das sich meist in Gestalt zweier Flämmchen auf den Masten der Schiffe zeigt und das Ende des Sturmes ankündigen soll, als Sinnbild der Dioskuren. Die Sterne, die auf griechischen Münzen und andern Darstellungen häufig über den Häuptern der Dioskuren stehen, bezieht man auf ihre Erscheinung in Gestalt des St. Elmsfeuers. Auf diesen Münzen steht zwischen ihnen mitunter eine brennende Fackel, und in Athen wurden die Dioskuren als Φωσφόροι (phosphoroi „Fackelträger") verehrt. In Epidauros hatten sie einen gemeinsamen Kult mit Asklepios und Helios. Die indischen „Dioskuren", die Aschvin, besaßen ein goldenes Feuerzeug, mit dem sie nach altindischem Glauben, wie Adalbert Kuhn aus einigen Vedaversen entnehmen zu können glaubte, täglich morgens die Sonne neu entzündeten. Hier wäre dann also der Mythos vom Jahreslaufe der Sonne — wie auch in Ägypten — auf ihren Tageslauf übertragen worden. Wenn die römischen Zwillingsgötter Remus und Romulus meist als Söhne des Jahrgottes Mars und einer Vestalin, die — wie bereits Schwegler sah — nur Vesta selbst vertritt, galten, so könnte in diesem gewiß nicht sehr alten Mythos doch eine Beziehung

zwischen römischem Zwillingskult und Neujahrsfest enthalten sein: am 1. März (d. i. Marsmonat), der lange Zeit der römische Neujahrstermin war, wurden das ewige Feuer der Vesta und alle Herdfeuer Roms gelöscht und durch Holzreiben neues Feuer erzeugt. Das Amt des Feuerreibens wird also auch im alten Rom Zwillingen (aus königlichem Blute) obgelegen haben. Die nahe Verwandtschaft, die gerade die germanischen und italischen Indogermanenvölker verbindet, und die hohe Altertümlichkeit der germanischen Julsitten sind eine weitere Stütze dieser Auffassung.

Wenn also die Überlieferungen anderer indogermanischen Völker unsere Darstellung des vandalischen Zwillingskultes in seinem Zusammenhang mit dem Sonnen-feuer-kult zu bestätigen scheint, so wäre damit das urindogermanische Alter dieses Kultes erwiesen und es wäre anzunehmen, daß er einst gemeingermanisch, nicht nur vandalisch, war. Dafür spricht auch folgendes: Bevor die Vandalen in Schlesien saßen, haben sie wahrscheinlich in Jütland in Nachbarschaft von Ambronen und Varinern gewohnt, in einem Gebiet also, von dem aus später germanische Völker (Jüten, Angeln und Sachsen) unter Führung der Brüder *Hengist und Hors*, d. i. Hengst und Roß, nach England fuhren. Auch hier finden wir wieder die Sitte der Zweiführung, des Dioskurenfürstentums. Die Namen weisen ferner auf die Roßgestalt der göttlichen Zwillinge, die für die griechischen Dioskuren ausdrücklich überliefert ist (sie heißen λευκὼ πώλω, leuko polo, und λεύκιπποι, leukippoi, „die beiden Schimmel") und für die indischen Aschvin, d. i. Rosseherren, Reiter, erschlossen werden kann. Wir sahen, daß die Zwillingsfürsten als Abbilder der „Dioskuren" galten (es mag noch erwähnt werden, daß die griech. Dioskuren den Beinamen Ἄνακτες, anaktes, d. i. Herren, Fürsten, Könige führten, so vor allem in Athen) und deren Namen tragen konnten (Raho und Rafts, Ambri und Aski); es kann also auch aus dem mythischen Klang der Namen Hengist und Hors nicht auf Ungeschichtlichkeit ihrer Träger geschlossen werden. Die Gründer des Angelsachsenreiches in England können sehr wohl diese göttlichen Namen geführt haben. Während von Jüten und Sachser nur Teile nach England zogen, übersiedelten die Angeln als ganzes Volk. Ihre Heimat ist der noch heute Angeln genannte Gau Schleswigs. Aus Holstein nun, und zwar aus dem Dorfe Jevenstedt bei Rendsburg, ist uns bekannt, daß dort in der zweiten

Abb. 2. Friesische „Uleborden", Bauernhaus-Giebelzeichen in Niederländisch-Friesland. a) Das vierspeichige Rad zwischen den Schwänen; aus dem Radkreuz wächst der Lebensbaumstamm mit dem Dreiblatt, dem Odalzeichen heraus. b) An Stelle des Radkreuzes die Sonnen- und Samen-Hieroglyphe, die durchlochte Scheibe (= Kreis- mit Mittelpunkt), aus der sich der Stamm mit dem „Mensch"-Zeichen erhebt, welches gleichbedeutend mit dem „Dreiblatt" ist; unten im Giebel das Herz der Mutter Erde.



Hälfte des vorigen Jahrhunderts noch fünf alte Bauernhäuser die vor allem in Niedersachsen so verbreiteten *Pferdekopfgiebelzeichen* (Abb. 1) trugen und daß die Bauern *die beiden Pferdeköpfe Hengist und Hors* nannten (nach Prof. Haupt, Korrespondenzblatt des Gesamtvereins 1909, S. 218, vgl. Haupt, Die älteste Kunst der Germanen, B. 1923², S. 281, Anm. 1). Damit kann die Vermutung, daß diese Giebelzeichen sich auf die göttlichen Zwillingsbrüder beziehen, als bestätigt gelten. (Sie wurde ausgesprochen von Much „Wandalische Götter", S. 40, und von mir — ohne Kenntnis des Muchschen Aufsatzes — in „Janus", S. 87; beiden war die bedeutsame Mitteilung

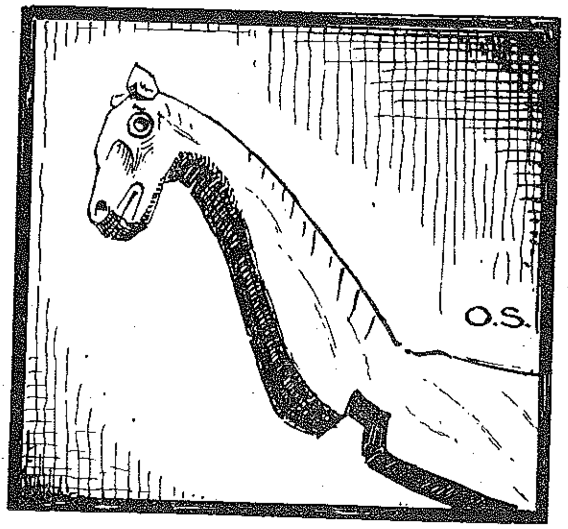


Abb. 3. Rähmkopf aus Isernhagen (bei Hannover) 1500. Den Giebel des niedersächsischen Bauernhauses — uralt in seiner Form — schmücken noch heute vielfach die gekreuzten Pferdeköpfe. Innen im Hause fanden sich die Pferdeköpfe früher häufig an den Balken des „Füerrähms". Im Flett des Hauses stand der gemauerte Herd. „Um zu verhindern, daß Funken vom auflodernden Feuer bis in die Holzbalkendecke hochfliegen, und um die über dem Herd zu groß werdende Wärme zu verteilen, hängte man ein flachliegendes Brettergerüst in etwa 1—1,5 m Höhe unter die Flettdecke. Aus der Stubenwand, Herdwand, später Füerwand genannt, steckte man zwei dünne Längsbalken heraus, die vorn von einem Querholz getragen wurden. Dies Querholz hing an einem oder an zwei oben zum Deckenbalken hinaufführenden und hier sicher befestigten Holzstücken. Das Gerüst heißt Rähm, Rahmen, Füerrähm. — Die freistehenden Balkenköpfe zeigten die verschiedensten Formen: zum Pferdekopf ausgeschnitzt, oft nur an zwei Ohren zu erkennen, oft meisterhaft in feinster Holzkunst äußerst wirkungsvoll aus dem krummgewachsenen Eichenholz herausgearbeitet." (Zeichnung nach einem Lichtbild in E. Schlöbcke, Siedlung, Bau- und Wohnweise [Lüneburger Heimatbuch, hg. v. O. und Th. Benecke-Harburg. Schünemann, Bremen. Band II. 2. Aufl., 1927].)

Prof. Haupts entgangen.) Much verwies dazu auch darauf, daß der vandalische Name der Zwillinge, Alchi, ein Beiname ist und „Schützer" bedeutet (zu germ. *algon, angelsächs. ealgian, griech. ἀλαλκεῖν, alalkein, „schützen, abwehren"), also etwa denselben Sinn hat wie der stehende Dioskurenbeiname Σωτῆρες, soteres, „Retter, Heilande". Galten doch die Pferdekopfgiebel den Bauern als Schutzzeichen. Wir können jetzt aber noch einen Schritt weiter gehen: Wenn es als sicher gelten kann, daß die Pferdekopfgiebelzeichen die Zwillinge darstellen, dann sind auf die Zwillinge auch die beiden Schwäne zu beziehen, die an Stelle der Pferde und z. T. mit denselben Begleitsymbolen friesische Giebelbretter (Abb. 2) zeigen (Twente, Finkenwärder). Denn außer als Rosse (Schimmel) sind die Dioskuren schon in urindogermanischer Zeit auch als zwei Schwäne vorgestellt worden (vgl. den griechischen Mythos von Zeus und Leda). Jetzt auch zum ersten Male wird der Schmuck jener Herdrahmen verständlich, ursprünglich freischwebend über dem in der Mitte des Bauernhauses sich befindendem Herde angebrachter Balkengerüste, die später wie der Herd an der Wand befestigt wurden. In Niederdeutschland und Skadinavien sind die beiden Balkenenden mit geschnitzten Pferdeköpfen (Abb. 3) versehen: Hengist und Hors wachen über das von ihnen angezündete, immer brennende heilige Herdfeuer!

Es ergibt sich damit, daß die Verehrung der göttlichen Zwillinge einst eine ungeahnte Bedeutung im germanischen Leben gehabt haben muß. Es scheint durchaus möglich, ja wahrscheinlich, daß die Stelle des Diodor (4, 56, 4), in der die Rede davon ist, daß die am Meere wohnenden „Kelten" am meisten von allen Göttern die „Dioskuren" verehrten, auf die Germanen, und zwar insbesondere die Nordseegermanen, zu beziehen ist.

(Schluß folgt)

„Wahrhaftes Blut-Wissen kann jeder haben, der Bauer wie der Gelehrte, die Frau wie der Mann. Das ist das Wissen, das wir brauchen, um unseren Widersachern gewachsen zu sein."

Max Wieser in „Völkischer Glaube, Blut und Geist."

Die Osningmark als heiliger Erinnerungshain

Eine Anregung von W. Teudt

Seit einigen Monaten sind in zahlreichen deutschen Zeitungen Nachrichten oder kleine Aufsätze verbreitet des Inhalts, daß das Hermannsdenkmal oder die Externsteine zum Nationalheiligtum erklärt werden sollten. Allerlei Mißverständnisse und Irrtümer sind dabei untergelaufen, zumal wenn beide Stätten in Gegensatz zu einander gebracht wurden. Auch materielle Interessen des Fremdenverkehrs scheinen hier und da eine unerwünschte Rolle gespielt zu haben. Manche Schreiber vergaßen, daß das Hermannsdenkmal bereits 1875 bei seiner Einweihung durch Kaiser Wilhelm I. zum Nationaldenkmal erklärt worden ist; andere, daß die Bedeutung der Externsteine nicht in der Benutzung der beiden Grotten als christliche Kapellen während des Mittelalters, sondern in ihrer ursprünglichen Bestimmung als germanisches Heiligtum liegt.

Es hat den Anschein, als ob aus einigen Artikeln die törichte Furcht vor einem Wiederaufleben des Wodansglaubens oder dgl. spräche, während es sich in Wirklichkeit um die ehrfürchtige Erinnerung an das Denken und Tun der eigenen Vorfahren handelt, die jedem Volke, zumal einem christlichen, ein wertvolles Gut sein muß. Es ist zu hoffen, daß die christlichen Kirchen mit freudiger Anteilnahme auf eine Entschleierung der germanischen Vergangenheit blicken werden, selbst wenn dadurch die eine oder andere der bisher gehegten geschichtlichen Anschauungen, die als solche für die Glaubensgrundlagen belanglos sein müssen, eine Wandlung erfahren würde. Eine gegenteilige Stellungnahme müßte in einem völkisch erwachten Volke für die Kirchen selbst zu Folgen von unübersehbarer Tragweite führen.

Im Einverständnis mit der hiesigen Regierung und auf Wunsch anderer gebe ich daher hier den Wortlaut meiner Eingabe an die Regierung ohne sachliche Einschränkung zur Veröffentlichung, um eine Klärung und einen Austausch der Gedanken über die unser ganzes Volk angehende Angelegenheit anzuregen.

Detmold, den 28. 2. 33.

An die Lippische Landesregierung.

Ich erhielt Mitteilung von dem Eindruck, den unser Osningland als Stätte von hoher germanengeschichtlicher Bedeutung auf den Herrn Reichskanzler Adolf Hitler gemacht hat. Dadurch ist meine Hoffnung wieder erweckt worden, daß hier dem deutschen Volke zur Stärkung seines Selbstbewußtseins und zu seiner inneren Erhebung und Freude ein örtlicher Mittelpunkt der Erinnerung an seine Ahnen gegeben werden möchte.

Die Vorarbeiten, die ich unter Mitwirkung des Kriegsmalers Erich Mattschaß-Berlin im Jahre 1924 für ein im Donopertal (3 km vom Hermannsdenkmal) zu schaffendes Reichsehrenmal geleistet habe, und die in einer Schrift niedergelegt wurden, sind zum großen Teil auch für den Plan eines germanischen Erinnerungshaines zutreffend. Unglückliche Umstände und die Teilnahmlosigkeit der damaligen maßgebenden hiesigen Behörden und Kreise haben es verhindert, daß unser Vorschlag ordnungsmäßig mit den übrigen Bewerbungen eingereicht worden ist.

Es ist nicht die Absicht, der Durchführung des Weimarer Vorhabens trotz seiner Mängel entgegenzutreten. Möge dort ein würdiges Denkmal für die Gefallenen des Weltkrieges entstehen!

Für unseren Zweck der völkischen Besinnung und der inneren Erhebung zu den Ursprüngen und Quellen unseres Wesens bleibt die Schaffung eines großen, die germanischen Erinnerungsstätten in sich schließenden heiligen Haines eine durch ein Ehrendenkmal bei Weimar in keiner Weise überflüssig gewordene bedeutsame Aufgabe für unser deutsches Gesamtvolk. Falls sich im Lande Lippe Anteilnahme und Geld dafür fände, würde auch nichts im Wege stehen, den in der Schrift ausgeführten, 1924 im Vordergrunde stehenden Plan eines Ehrenmals für die Gefallenen unter Beschränkung auf das Land Lippe und in bescheidener Ausführung in den Gesamtplan des „Osninghaines" einzufügen.

Der Name „Osninghain" (bei Detmold) dürfte als kurze, zur Volkstümlichkeit geeignete Benennung zu empfehlen sein, da er als „Hain" (= heiliger Wald) im „Osning" (Asengebirge) das wichtigste besagt. —

Ich denke mir, daß in zwei oder drei Abstufungen der Besiedlungs-, Verkehrs- und Abholzungs-

beschränkung das ganze Gebiet vom Donoper Teich bis zu den Externsteinen und von der Grotenburg bis zu den heiligen Stätten von Oesterholz als „Osninghain" erklärt werden müßte. Ein solches Vorhaben wird dadurch überaus erleichtert, daß das gesamte Gebiet z. T. staatliches, z. T. fürstliches Eigentum ist.

Die festen geschichtlichen Grundlagen für die Berechtigung, dieses Gebiet für den besprochenen inneren Zweck auszuwählen, sind gegeben, sowohl durch die Häufung der in diesem Gebiete gelegenen hervorragenden germanischen Weihestätten und Ahnenfelder, als auch durch die von anderweitigen Annahmen in keiner Weise erschütterbare geschichtliche Gewißheit der alten Überlieferung von dem Ort der Hermannsschlacht, beides innerlich begründet durch die Lage der Osningmark als Mittelpunkt für die Germanen der sechs germanischen Hauptstämme zur Römerzeit.

Angesichts unserer heutigen kirchlichen Spaltung ist es auch als ein nicht zu unterschätzender günstiger Umstand anzusehen, daß die Osningmark weder inmitten rein evangelischer, noch inmitten rein katholischer Umgebung liegt, sondern zwischen dem katholischen Paderborn und dem evangelischen Detmold.

Vor allem ist aber das ganze Gebiet unbelastet von der qualmenden Unruhe moderner Technik, Industrie und rollender Eisenbahnzüge, und doch durch Schnellzugsverkehr bis Bielefeld, Herford und Altenbeken aus der Ferne schnell erreichbar.

Als praktische und grundsätzliche Richtlinien für die Schaffung einer Stätte der Erhebung völkischen Geistes im Osning wären zu beachten:

Kostspielige Veränderungen oder Bauten werden vorerst nicht unternommen. Bedürfnis und Erfahrung muß Schritt für Schritt den Weg zum Ziele vorschreiben. Dagegen müssen von vorneherein Mittel zur Verfügung stehen, um vorbeugend alles das zu verhüten, was unter Fortgeltung der jetzigen Rechts- und Eigentumsverhältnisse der Bestimmung und Entwicklung des Gebietes zum heiligen Hain störend oder erschwerend entgegenwirken kann.

a) Zu verhindern ist die weitere Besiedlung in dem Senne-Teil, an den Externsteinen und an einigen anderen Randstellen; desgleichen der Bau von gewerblichen Anlagen, Gast-, Erholungs- und Wochenendhäusern, von Heimen, von Verkaufsbuden; schließlich die Anlage von Verkehrswegen, die nicht dem Zwecke des Haines entsprechen.

b) Durch Verträge mit dem Staate und dem Fürsten muß die forstwirtschaftliche Behandlung des Gebietes geregelt werden. Zu fordern ist, daß für das ganze Gebiet die Gesichtspunkte der Schönheit und der Ehrfurcht in ernstlichen Wettbewerb mit dem Gesichtspunkte des Forstertrages gebracht werden; das Ziel muß der Naturwald mit eingeschränkter Nutzung sein. Auch sollte ein kleiner ausgewählter Waldteil ganz unberührt bleiben und zum Beispiel eines Urwaldes gemacht werden.

c) Eine Aufgabe ist ferner Freihaltung oder Lichtung auf Höhen mit reicher Aussicht, die in früheren Zeiten keinen Wald getragen haben und auch jetzt noch fast ertraglos sind; hin und wieder auch Schneisendurchschläge mit lohnendem Ausblick.

d) Regelung der Jagdverhältnisse unter Wahrung des jetzigen Wildbestandes.

e) Allmähliche Anlegung einfacher Waldwege, die praktisch und lohnend zugleich den Besuchern als Pilgerwege zwischen den wichtigsten heiligen Stätten dienen.

f) Da der Osninghain seinem inneren völkischen Zwecke dienen und nicht durch Gewinnsucht und damit im Zusammenhang stehende Einrichtungen mit vergnügungssüchtigen Massen, ja noch nicht einmal mit den Scharen Erholungsbedürftiger, Sommerfrischler und Wandervögel überflutet werden soll (zumal sie ja nur den anderen Sommerfrischen usw. entzogen würden), so wäre die Entstehung neuer Gaststätten (die innerhalb des Gebietes ganz ausgeschlossen sein muß) nach Möglichkeit auch am Rande bis zur Anerkennung dringenden Bedürfnisses zu verzögern, um der Spekulation entgegenzuwirken, und den vorhandenen Gaststätten eine allmähliche Steigerung des Besuches zu gönnen.

g) Als größere Versammlungen innerhalb des eigentlichen Haines sollten nur zwei Festzeiten im Jahre von der Verwaltung des Haines geduldet, dann aber auch durch Führer unseres Volkes gefördert, und wenn möglich, besucht werden, und zwar a) zur Zeit der Sommersonnenwende (vom 21.—24. Juni) und b) zur Zeit des Erntedankfestes im Gilbhard, wofür als Platz das Winfeld vorgeschlagen wird. Nur zu diesen Zeiten wären einfachste Verpflegungseinrichtungen, zurückgezogen vom Felde selbst in den Schutz des umrandenden Waldes, zu gestatten. — Wenn die Sonnwend-Festtage der ehrfürchtigen und dankbaren Erinnerung an die germanischen Ahnen vorbehalten bleiben, so bieten die weiten Flächen, Abteilungen und Hänge des Winfeldes an den Erntefesttagen den kirchlichen oder völkischen Verbänden ausreichenden Raum für mehrere gleichzeitige Dankgottesdienste.

h) Außer am Hermannsdenkmal wären in dem westlichen Randteile des Haingebietes mit seinen teils waldigen, teils waldfreien Plätzen Vereinsfeste zur Pflege der Tonkunst oder im Dienste der körperlichen Ertüchtigung und Wehrhaftigkeit zu gestatten, beides unter Innehaltung von Regeln,

die den Mißbrauch des Haines als Schauplatz für übertriebene Auswüchse (auch des Wettsportes) verhindern. Die Entwicklung zum Jahrmarkttreiben ist von vornherein zu unterbinden. —

Es kann erwogen werden, ob nicht im Langelau unter Innehaltung streng abgemessener Formen ein Wiederaufleben altgermanischer Spiele zu Roß, zu Wagen und zu Fuß zu einer der beiden unter g) ausgeführten Festzeiten mit Nutzen und ohne Schaden in den Rahmen der zweckdienlichen Veranstaltungen eingefügt werden könnte.

i) Die Frage nach der Einrichtung eines Freiluftmuseums für germanische Steindenkmäler usw. im Urzustande und in Nachbildungen ist bereits mehrfach aufgetaucht. Wenn die Frage für den Osninghain bejahend beantwortet wird, so würde die Wahl und Erwerbung des Sternhofes für diesen Zweck zugleich ein Mittel sein, diese bedeutsame Stätte, die neuerdings zu einem Kinderheim gemacht wurde, mit geringem Aufwande dauernd den Gefahren des Einzelbesitzes zu entziehen. Es ist eine Gunst der gegenwärtigen Lage, daß diese Frage nicht drängend ist.

Obige Ausführungen sind als vorläufige, anspruchslose Gedanken anzusehen, die jedoch geeignet sind, wenigstens das Bild einer der vorliegenden Möglichkeiten zu zeichnen.

Mag auch die Zeit noch nicht gekommen sein, daß an die Ausführung solcher Pläne gedacht werden kann, so wäre es doch erwünscht, wenn schon jetzt die vorausschauende Fürsorge der Regierung auf Verhütung der Hemmungen eines solchen Planes bedacht wäre und die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet würde.



Kolossalfigur des Hermannsdenkmals bei Detmold.

Aus Karl Meier-Lemgo / Wanderfahrten durch Lippe. Verlag F. L. Wagener)

Die Fundgrube

Herforder Gerichtssitzung. In seinem Beitrag „Sinnbildliches auf dem Bilde von Elstertrebnitz" (Heft 5, S. 134 ff.) hatte J.



Herforder Schöffen bei einer Gerichtssitzung

O. Plaßmann in der Fußnote auf Seite 134 auf die Herforder Gerichtssitzung hingewiesen. Wir geben anschließend die Miniatur aus dem Rechtsbuch der Stadt Herford (15. Jahrhundert) wieder und verweisen im übrigen auf die Ausführungen in Heft 5.

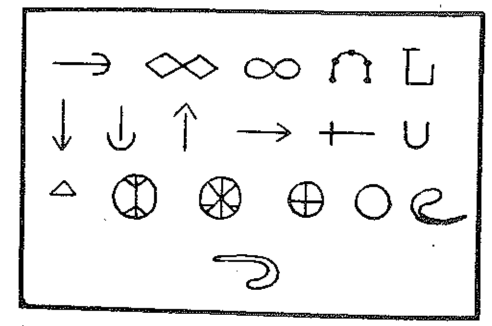
Zusammensetzung germanischer Bronzen. Von Herrn Risse, Dortmund-Mengede, wurde mir kürzlich ein Stückchen Bronze aus einem germanischen Urnengrab zur Untersuchung der Zusammensetzung übergeben. Merkwürdigerweise hat diese Bronze einen sehr hohen Bleigehalt (7%). Ein so hoher Hundertsatz läßt sich m. E. nicht als unbeabsichtigte Verunreinigung ansprechen. Es wäre wünschenswert, diesen Befund an anderen Stücken nachzuprüfen, und ich richte daher an die Freunde germanischer Vorgeschichte die Bitte, mir wenn möglich noch andere Bronzestückchen zur Untersuchung zu schicken. Es genügen ganz kleine Abfälle im Gewichte von einigen Gramm. Angabe des Fundortes und der wahrscheinlichen Zeit der Grabanlage ist erwünscht.

Dr. F. König, Soest.

Feuerräder in Lügde. Die Bilder zu dem Aufsatz in H. 5 wurden uns von Ernst Schnelle, Buchhandlung und Verlag, Bad Pyrmont und Detmold (Meyersche Hofbuchhandlung) zur Verfügung gestellt. Die Aufnahmen sind vom Inhaber selbst angefertigt worden.

Lügde. Das Schriftbild veranlaßt den Ortsfremden leicht dazu, den Namen der Stadt anders auszusprechen, als der Volksmund ihn überliefert. Im Volksmunde wird — wie uns Herr Lehrer Weißenborn-Lügde mitteilt — allgemein Lüde gesprochen, zuweilen Lühede (-he- leicht gehaucht). Ein Flurname der Lügder Feldmark nahe den Hohenborner Teichen heißt Oldenlüder Feld. Er bezeichnet die Stelle, wo vor der Stadtgründung das Dörfchen „Luhde" gestanden hat.

Steinmetzzeichen von der Wildenburg. Bekanntlich werden nicht nur die auf Grabsteinen vielfach dargestellten Familienzeichen, sondern auch die Hausmarken und Steinmetzzeichen auf die Runen zurückgeführt. Die Steinmetzzeichen findet man verschiedentlich an älteren kirchlichen und profanen Bauten. In überaus reichlicher Zahl sind sie an der Wildenburg bei Amorbach im Odenwald erhalten, jener den Grafen von Durne gehörigen Burg, in der Wolfram von Eschenbach seinen Parzival dichtete und niederschreiben ließ. Die noch erhaltenen Reste deuten auf hervorragende Steinmetzarbeiten.



Besonders in die aus Buckelquadern bestehenden Umfassungsmauern sind nun mindestens 18 verschiedene Zeichen eingemeißelt, die oft wiederkehren.

Fischer-Defoy, Frankfurt a. M.

Die Bücherwaage

Wirth, Herman, **Die heilige Urschrift der Menschheit.** Lieferung 10, Text S. 465—512, Anmerkungen S. (49)—(64), Tafel 365—395. Gr. 4°. Verlag Koehler u. Amelang, Leipzig 1932.

Die 10. Lieferung beginnt mit dem Abschluß des bereits behandelten 17. Hauptstückes über die wintersonnenwendliche Schlange oder die beiden Jahresschlangen am Jahres- oder Lebensbaum. Zu der letzten Besprechung sei eine Einzelheit nachgetragen, die Anlaß zu einem Mißverständnis geben könnte: das Spinnrad in seiner heutigen Form ist natürlich eine verhältnismäßig junge Erfindung (etwa 15. Jhdt.). Die damit und mit dem Gedanken der Drehung verbundenen Mythen gehen auf die älteren Vorformen zurück; also auf den Spinnrocken (übrigens das Attribut der Freya) und vor allem den Spinnwirtel, der schon in bronzezeitlichen Gräbern als Bestandteil der Drehungssymbolik erscheint. Das Wesentliche und zugleich das Erstaunliche an diesen alten Sinnbildern ist es ja gerade, daß sie den technischen Fortschritt überdauern und ihn gewissermaßen mitmachen. So ist der Sinnbestand der steinzeitlichen Axt auf das spätere Schwert als Waffe übertragen worden; in germanischer Zeit erscheint Donar im wesentlichen als Axt- und Hammergott, Tiu als Schwertgott und Wodan-Odin als Speergott. Der Mythus von der Spaltung des Steines ist ursprünglich an die Axt, später an das Schwert geknüpft, in dieser Form zeigt er eine erstaunliche Lebenskraft bis in die Heldensage des Mittelalters hinein. Nichts beweist besser die innere, die im eigentlichsten Sinne religiöse Dauerhaftigkeit dieser sinnbildlichen Weltauffassung, als ihr Fortbestehen unter dem äußeren Wandel der Technik. —

Das **18. Hauptstück** behandelt die Sinnbildreihe der beiden Jahresschlangen, die als Versinnlichung der Jahreshalbkreise ( ) oder ϧ in zahlreichen Mythen, und in ihrer abstrakten Urform in den Runenreihen erscheinen. Als ursprüngliches Zeichen der Jahresmitte erscheint ϧ an zwölfter Stelle der langen Runenreihe, während ( ) noch in den altenglischen Holzkalendern (Clogs) als Zeichen der sommerlichen Jahresmitte zu finden ist. Den uralten Zusammenhang zeigt vor allem die amerikanische Überlieferung, in erster Linie die der Pueblo-Indianer (Taf. 180—184); der Schild tritt auch hier, wie in der germanischen Überlieferung, als Sonnensinnbild auf. Durch ägäische und nordische epigraphische Denkmäler wird der Sinnzusammenhang bestätigt. Schottische Grab- und Kultsteine setzen die Überlieferung mit einer bemerkenswerten Zähigkeit fort; hier ist vor allem die „Rückübersetzung" der linearen Symbole in die sinnfällige Form zu einem besonderen Stil entwickelt, der für dieses Kulturgebiet bezeichnend ist: ein Beweis für die ununterbrochene kulturgeschichtliche Schöpferkraft ältester Sinnbilder. Wer mit dem Wissen um diese alten Zusammenhänge unsere Museen durchwandelt, wird jeden Tag selbst neue Bestätigungen für die Sinnbilderschau Herman Wirths finden. Nicht nur die Bilder, auch der Sinn selbst wahrt seine alte Kraft; in Amerika wie in Europa sind jene mit den Jahreswenden, vor allem der Wintersonnenwende, verbunden, hier wie dort freilich in Zeiten des Verfalles aus der Sphäre des Sinnbildlichen allmählich in die des Sinnfälligen gesunken. Die alte Welt zeigt auf ägäischen Gefäßscherben, auf gotländischen Armspangen, auf norddeutschen Schalen dieselben Sinnzeichen, wie die Kalendersteine der Azteken. Von besonders bezeichnender Bedeutung ist der Ballspielring von einem kultischen Ballspielplatze in Yucatan; das Ballspiel, von Wirth als ein Sinnbild des Jahreslaufes der Sonne gedeutet, wobei der Ball von Süden nach Norden, und von Norden nach Süden getrieben wurde (S. 476), ist in gleicher Bedeutung noch um die Wende des Mittelalters in Norddeutschland bezeugt, und zwar als Spiel bei der Maifeier, die im Rahmen einer größeren Veröffentlichung demnächst behandelt wird. Wenn in Amerika der Ball durch den Steinring getrieben werden mußte, was als der beste und entscheidende Wurf galt, so wurde bei der westfälischen Form des Spieles der Ball durch das Spundloch einer Tonne getrieben, auf der ein Hahn (!) saß, welcher dann auch der Preis für den Sieger wurde. Auf dies kultische Frühlingsballspiel geht auch wohl die bekannte Stelle bei Walther von der Vogelweide zurück: „Saehe ich an der strâze die megede

den bal werfen, sô kaeme uns der vogele schal." Die beiden Jahresschlangen, die den Steinring von Yucatan zu beiden Seiten des Loches umgeben, haben vielleicht auch das Spundloch der Tonne geschmückt; jedenfalls sind ähnliche Darstellungen auf Steingutgefäßen noch heute geläufig.

Die Verbindung der beiden Schlangen mit dem Ordenskreuz (S. 477 ff.) bezeugt die Verbindung mit der Jahressymbolik besonders deutlich. Übrigens scheint auch in dem Grimmschen Märchen vom Froschkönig der Goldene Ball, den die Prinzessin in den Brunnen (Abgrund) wirft, worauf der Froschkönig (Motiv der Kröte, Unke, Schlange) erscheint, diese Vorstellungsreihe lebendig geblieben zu sein. Die beiden Jahresschlangen erscheinen so oft in Verbindung mit der übrigen Symbolik vom Sonnenjahr, daß an dem inneren Zusammenhang und der Richtigkeit der Gesamtdeutung gar kein Zweifel mehr herrschen kann. Die „Weltenkugel" mit dem Kreuz darauf enthüllt sich als ein ursprüngliches Bild des Jahreskreises; in einer Hausmarke des 16. Jhdts. sind daher am Fuße dieses Kreuzes auch noch die beiden Schlangen zu sehen. Die letzteren sind ja in der griechischen Sage mißverstanden worden als angebliche, von Hera gesandte Feindinnen des jungen Herakles; in Wirklichkeit bringen sie als Jahreshälften den neugeborenen Sonnensohn. So erscheint auch der Heilbringer Gilgamesch zwischen den beiden löwenköpfigen (Ur-Ur) Jahresschlangen. Man sollte in der Kunstgeschichte endlich einmal diesen Zusammenhängen größere Beachtung schenken, statt immer wieder den Löwen in der bildenden Kunst als Sinnbild der sengenden und mordenden Sonne auszugeben. Der Stein von der Kirche zu Wannweil in Schwaben (S. 483) zeigt den wahren Zusammenhang: zwei gehörnte Schlangen, die unten in einen Wolfskörper übergehen, haben zwischen sich das achtgeteilte Jahresrad, aus dem oben die „Ilge" (Lilie) emporwächst. Der nordische Wolf entspricht dem südlichen Löwen als wintersonnenwendliches Tier; und noch der Kompaß, der ja nichts anderes ist als eine Gesichtskreiswiedergabe, hat im Norden stets die Lilie als Ende der Süd-Nord-linie. Das bequeme Verfahren, unsere sogenannte romanische Kunst in ihrem Bildgehalt einfach aus südlichen und vorderasiatischen Motiven zu erklären, sollte angesichts solcher Zeugnisse endlich einmal eingestellt werden. Die beiden Schlangen als Hüterinnen der Grabhöhle sind ein verbreitetes Motiv; wir werden auf sie noch in einem größeren und uns unmittelbar angehenden Zusammenhang zurückkommen.

Das **19. Hauptstück** behandelt ein äußerst wichtiges Motiv, das von Wirth überhaupt erst in seiner ursprünglichen Bedeutung erkannt worden ist; es ist das Zeichen „Himmel und Erde", das Sinnbild der von oben und unten ineinander verschlungenen Halbbogen, das eckig in der germanischen Rune ᛝ = „ing" erhalten ist, und das nur von hier aus in seiner sinnvollen Bedeutung erschlossen werden kann. Das Zeichen verdankt seine Entstehung nicht dem horizontalen Bilde des Sonnenlaufes, sondern der Sonnenbahn am Himmelsgewölbe, wie sie graphisch erfaßt und dann sinnbildlich ausgewertet worden ist.

(Schluß der Besprechung von Lieferung 10 folgt im Juliheft.)

Nachrichtenblatt für deutsche Flurnamenkunde. Im Auftrag des Deutschen Flurnamenausschusses herausgegeben von Hans Beschorner, Dresden, Eugen Fehrle, Heidelberg, Johannes Leipoldt, Dresden, Ernst Schwarz, Prag, Hermann Strunk, Danzig. 2. Jahrgang. Dresden, 1933. 8°. Verlag: Zentralstelle für Deutsche Flurnamenforschung, Dresden-N., Düppelstr. 14. Jahresbezug 2 Reichsmark. [Einzahlung auf Postscheckkonto Dr. Johannes Leipoldt, Flurnamenforschung. Dresden N 6. Amt Dresden 39415.]

„Germanien" hat früher schon (Folge 3, S. 132—134) ausführlich über Beschorners „Handbuch der Deutschen Flurnamenliteratur bis Ende 1926" und über das „Nachrichtenblatt" berichtet. Es ist erfreulich, daß das Nachrichtenblatt trotz der wirtschaftlichen Notlage im 2. Jahrgang erscheinen kann, aber leider sind die eingegangenen Mittel so gering, daß ein sachgemäßes Arbeiten der Zentralstelle für die Zukunft in Frage gestellt ist. Deshalb wäre es sehr zu wünschen, wenn die Bezieherzahl erheblich zunähme. Als besonders wertvolle Beilage wird dem Nachrichtenblatt beigegeben: Beschorner, Die deutsche Flurnamenliteratur der Jahre 1927, 1928 und 1929. I. Anschlußbericht zu dem Handbuch der deutschen Flurnamenliteratur.

Suffert.

„Alle wissenschaftliche Denktätigkeit höherer Art, die von der Analyse zur Synthese fortschreitet, ist nicht Wissenschaft, sondern Kunst."

Nils Åberg

Zeitschriftenschau

Vom Ursprung und Werden der Indogermanen und Germanen

Walther Adrian, **Zur Entwicklung der grobgerätigen Kulturen in Norddeutschland während der letzten Eiszeit und im Mesolithikum.** Prähistorische Zeitschrift Bd. 23, 1932, Heft 1/2. Verfasser befaßt sich mit der trotz ständig anwachsenden Fundmaterials noch immer äußerst schwierigen Frage der spätaltsteinzeitlichen und mittelsteinzeitlichen Besiedlung Norddeutschlands, insbesondere seines Nordwestens, die für die Entstehung der nordischen Rasse und die Indogermanen- und Germanenfrage außerordentlich wichtig ist, und setzt sich hier insbesondere mit den Gedankengängen Andrees auseinander. Er beanstandet die von Andree vermutete Verwandtschaft zwischen den vier grobgerätigen Kulturen, der Balver-Stufe, Schaalsee-Kultur, Osning-Kultur und Sylt-Stufe; vielmehr zeige jede dieser Stufen einen durchaus geschlossenen Kulturinhalt, der vorläufig noch keine Ableitung voneinander gestatte. Hinsichtlich der Entstehung des Beiles und seiner Vorformen schließt er sich der Auffassung Schwantes' an, der dessen Entstehung in dem nordischen Kulturkreise von Duvensee und Maglemose nachgewiesen hat. / Lothar F. Zotz, **Kulturgruppen des Tardenoisien in Mitteleuropa.** Prähistorische Zeitschrift Bd. 23, 1932, Heft 1/2. Bekanntlich erfüllt in der frühen Nacheiszeit das Tardenoisien, eine Kultur mit winzig kleinen, geometrischen Feuersteingeräten fast ganz Europa bis an die Grenze des nordischen Maglemose-Kulturkreises, der durch das Beil gekennzeichnet ist. Das Tardenoisien ist schon immer vom nordafrikanisch-mittelländischen Capsien hergeleitet worden. Nun zeigen sich immer deutlicher zwei Wanderwege, der eine über Spanien nach Frankreich, wo es zum Azilio-Tardenoisien wird, und der andere über das östliche Mittelmeerbecken und das Schwarze Meer nach Rußland und in das östliche Mitteleuropa, wo es unter Vermischung mit der dort ansässigen Swidry-Kultur ebenfalls zu Eigenformen kommt. Ein drittes Gebiet, das Donau-Tardenoisien, ist noch wenig bearbeitet worden. Bedeutungsvoll ist, daß sich immer mehr Merkmale dafür zeigen, daß das nord- und mitteldeutsche Tardenoisien bis nach Nordwestdeutschland hinein dem östlichen Zweige zugehört, und nicht, wie man das eigentlich bisher als selbstverständlich angenommen hat, von Westen her eingewandert ist. Bei der ungeheuren räumlichen Ausdehnung des östlichen Zweiges ist die außerordentliche Vielheit der Sonderformen nicht verwunderlich. Ebenso ist auch die zeitliche Dauer sicher sehr erheblich, und mit Recht weist Verfasser darauf hin, daß der wechselnde klimatische Charakter jener Zeit auch in der Datierung der mit dem Kulturinhalt gefundenen Tiergesellschaften große Vorsicht verlangt. Die Frage, ob mit diesem südlichen Kulturvorstoß auch eine Einwanderung verbunden gewesen sei, glaubt Verfasser, wenn auch mit Vorbehalt, bejahen zu müssen. / Die Mecklenburgischen Monatshefte, 9. Jahrg. April 1933, Verlag Karl Bingstorff-Rostock, bringen einen kleinen, aber man möchte fast sagen verzweifelten Aufsatz von Willy Bastian über **Stand der Erforschung früher und nacheiszeitlicher Kulturen in Mecklenburg.** Sollte man, statt an einer Lösung überhaupt zu verzweifeln, nicht die geologischen Fragen noch einmal einer Prüfung unterziehen?

Kultur und Brauchtum

Wolfgang La Baume, **Bestattung im Vorratsraum.** Zeitschrift für Ethnologie, 64. Jahrg., Heft 1/3, 1932. In einem Vortrag brachte La Baume neue Untersuchungen über die Bedeutung der ostgermanischen Gesichtsurnen. Er vertritt die Ansicht, daß die in Mitteleuropa bekannten Hausurnen nicht ein Wohnhaus, sondern einen Speicher darstellten. Ebenso sollen auch die sogenannten Gesichtsurnen ursprünglich Vorratsgefäße gewesen sein, worauf schon die feste Verschließbarkeit durch den Deckel deute. Die späteren Augenlöcher seien ursprünglich Luftlöcher gewesen, die Gesichtsbildungen und sonstigen, reich vertretenen Zeichen seien Abwehrsymbole zum Schutze des Gefäßes. Der Einwand, daß die Gesichtsbildungen häufig unzweifelhaft Porträtcharakter tragen, kann freilich nicht entkräftet werden.

Hertha Schemmel.

Vereinsnachrichten

Tagung der Freunde germanischer Vorgeschichte. Beginn Dienstag, den 6. Juni, vorm. 8.30 Uhr an den Externsteinen; Mittwoch, den 7. Juni in Pyrmont, vorm. 8.00 Uhr Hauptversammlung. Einladungen mit genauer Tagesordnung lagen dem Aprilheft bei. Weitere können angefordert werden von Oberstleutnant a. D. Platz, Detmold, Bandelstr. 7.

Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte

Anschriften

Hauptstelle: Freunde germ. Vorgeschichte, Detmold, Bandelstr. 7
Ortsgruppen:
Berlin: Studienrat E. Weber, Spandau, Roonstr. 16
Bremen: E. Ritter, Kreftingstr. 10
Essen: Studienrat Ricken, Essen-Stadtwald, Sunderholz 35
Hagen i. W.: Ingenieur Fr. Kottmann, Eppenhauser Str. 31
Hannover: Reg.- u. Baurat Prietze, Falkenstr. 8
Osnabrück: Frau Dr. Kringel, Herrenteichstr. 1

Werbekarten. Die „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte" hat Werbekarten herstellen lassen, die auf ihre Bestrebungen aufmerksam machen und darum bitten, durch den Erwerb der Mitgliedschaft diese Bestrebungen zu fördern. Die Karten werden unentgeltlich abgegeben (anzufordern von unserer Geschäftsstelle: Detmold, Bandelstr. 7). Wir bitten unsere Mitglieder, doch recht häufig von dieser Werbemöglichkeit Gebrauch zu machen.

Ehrung Teudts. Am 6. Mai wurde der Begründer unserer Vereinigung, Herr Dir. W. Teudt, durch ein Bild mit eigenhändiger Unterschrift und ein freundliches Begleitschreiben von S. M. Wilhelm II. überrascht und hoch erfreut. In dem Schreiben sprach der Kaiser seinen Dank für das Buch „Germanische Heiligtümer" aus, das er mit großer Anteilnahme gelesen hat.

Pl.

Berlin. Der gesellige Aussprache-Abend d. F. g. V. am 15. 5. verlief sehr angeregt und vielseitig, so daß der Beschluß gefaßt wurde, ihm weitere folgen zu lassen. Herr General Haenichen z. B. berichtete über seine Forschungen über die Lage Rethras, und Herr Ferdinand Krause gab eine Übersicht über solche Örtlichkeiten der Mark, deren Besuch für die „Freunde" besonders lohnend sein dürfte. Als Ziele für die ersten vorgeschichtlichen Fahrten der Ortsgruppe sind in Aussicht genommen je ein Ausflug nach der „Römerschanze" bei Nedlitz und nach den Müggelbergen und zwei Wanderungen durch das Blumental bei Strausberg. Zu den bereits vorliegenden Meldungen dazu werden weitere erbeten an Studienrat E. Weber, Berlin-Spandau, Roonstr. 16.

Essen. Bericht über die Mitgliederversammlung am 23. Lenzings 1933 im „Vereinshaus" am Hbf.

Der Vorsitzende berichtete über seine Verhandlungen mit befreundeten Verbänden mit dem Ziel gemeinsamer Veranstaltung von Vorträgen in Essen. Die erste dieser Veranstaltungen fand bereits am 3. Osters im Vortragssaal des Folkwangmuseums statt. Herr Dr. F. Adana van Scheltema hielt einen Lichtbildervortrag über das Thema: „Die künstlerische und geistige Kultur der Wikingerzeit (Osebergfund)". Weitere Vorträge in Verbindung mit den Akademischen Kursen, dem Folkwang-Museumsverein und der Deutsch-Niederländischen Gesellschaft sind vorgesehen, zu denen unsere Mitglieder gegen Vorzeigen der Mitgliedskarte freien Eintritt haben.

Darauf folgte der Vortrag von Fräulein Elfriede Serno zum Thema: „Einführung in die Welt der Sagas". Frl. Serno zeigte, daß bei aller Anerkennung der Germania des Tacitus weder antike noch mittelalterliche Berichte, noch moderne künstlerische Gestaltungen der altgermanischen Welt durch Jordan, Hebbel, Wagner, Ibsen ein echtes, lebenswahres Bild altgermanischen Lebens und Wesens geben. — Der Vortrag führte dann nach Island, in das „klassische" Land des germanischen Heidentums und zeigte Umfang und Reichtum altisländischen Schrifttums und seine Bedeutung für die sich anbahnende „Renaissance" des heidnischen Altertums der Germanen.

Im Mittelpunkt der Ausführungen standen die Sagas. Die Vortragende gab einen Überblick über die Sagaliteratur und die uns zugänglichen Übersetzungen und wies Wege, wie man am besten in den Geist der Sagas hineinkommt. Sie stellte den einzigartigen, unvergleichlichen Kunst- und Kulturwert dieser altisländischen Prosa heraus. Sie ließ aus den Sagas den altisländischen Staat entstehen und vergehen, zeichnete Bilder aus dem altgermanischen Alltagsleben und gab Einblicke in die altgermanische Weltanschauung. Sie zeigte Sippe, Ehre, Blutrache als die das germanische Seelenleben beherrschenden Schicksalsmächte. Besonders gewürdigt wurde die Stellung des Germanen zum Leben und zum Tod und seine hohe sittliche Auffassung von Liebe und Ehe. Leseproben aus den Sagas ließen altgermanisches Leben unmittelbar sprechen.

Anschließend sprach Fritz Wilms, Gelsenkirchen, über das Thema: „Die Gaugrenzbestimmungen des alten Susatengaues (Soester Börde) nach astronomischen Gesichtspunkten. (Sinn und Bedeutung des Sonnenwend-[Haken-]kreuzes.)

Genau im Mittelpunkt des alten Susatengaus liegt ein 6 m hoher, kegelförmiger Thinghügel, der „Hinnerking" (von „Hünen", „Huno"), der von 2 Gräften umgeben ist, die von einer Quelle gespeist werden, die aus dem Fuße des Hügels hervorquillt. Nach einem Grabungsbefund stand früher ein Wartturm von 6 m Durchmesser auf der Kuppe des Hügels, deren Plattform einen Durchmesser von 17 m hat. Aus den zahlreichen geschichtlichen Quellen über den „Hinnerking" geht seine hervorragende Bedeutung als Gerichts- und Kultstätte für den Soestgau einwandfrei hervor. Die hervorragende Bedeutung als Kultstätte erhellt auch daraus, daß schon 620—630 am Fuße des Hügels eine Kapelle erbaut wurde, die dem heiligen Andreas geweiht war. Das Symbol des heiligen Andreas, das Malkreuz, hat für diese Thingstätte eine besondere Bedeutung. Man erkennt darin das Sonnenwendkreuz. Es ist eine auffallende Erscheinung, daß die Sommersonnenwendlinien des „Hinnerkings" die nördliche Grenze des Susatengaus, die Lippe, dort schneiden, wo die beiden nördlichen Endpunkte des Gaues liegen. Auf den Nord-Südlinien dieser beiden Grenzpunkte, die die westliche und östliche Grenze des Susatengaus bilden, liegen die beiden anderen Eckpunkte des Susatengaus auf dem Haarstrang und zwar dort, wo die Wintersonnenwendlinien des „Hinnerkings" diese schneiden. Der Hinnerkinghügel entspricht in allem den ostfriesischen Thinghügeln (Röhrig, Heilige Linien durch Ostfriesland) und erinnert an den Quellhügel im Sternhof in Österholz. Das Hinnerkinggut war ehemals, wie in einer Urkunde erwähnt ist, mit Wällen umgeben. Wahrscheinlich geben die Grenzlinien des Hinnerkings diese Wallführung noch an. Diese Grenzlinien erinnern direkt an die Grenzlinienführung des Sternhofes in Österholz. Vielleicht werden Grabungen darüber noch Aufklärung geben. Die Nord-Südlinien des Susatengaus lassen sich noch alle nachweisen, auf denen alle bedeutenden heiligen Stätten des Soestgaus liegen. Auf dem Haarweg werden zwei von diesen noch durch die „Altareiche" und die „Schäferlinde" deutlich bezeichnet. Die „Altareiche" führt in Werl auch die Bezeichnung „Zehnuhrsbaum", weil von dort aus gesehen, die Sonne um 10 Uhr über diesem Baum stand. Das ist allein schon ein eindeutiger Beweis für die Ortungsthese. Der Abstand der heiligen Linien des Susatengaus beträgt 1,750 km.

Hagen. Über die Veranstaltung der Ortsgruppe am 6. Mai usw. wird das Juliheft berichten. Aus Raummangel wurde der ausführliche Bericht zurückgestellt.

Nordisches Thing in Bremen. Ein „Erstes Nordisches Thing" wird („D. A. Z." v. 16. 5. 33) unter Leitung von Dr. Ludwig Roselius vom 2. bis 4. Juni in der Böttcherstraße zu Bremen stattfinden. Es wird verbunden sein mit der Eröffnung der vorgeschichtlichen Sammlung „Väterkunde" im Hause Atlantis, deren Leiter Hans Mueller-Brauel ist, und der von Prof. Dr. Herman Wirth geleiteten religionsgeschichtlichen Ausstellung „Der Heilbringer". Der Senat wird die Teilnehmer des Things bei einem Ehrentrunk im Ratskeller begrüßen. Die Tagung bringt, neben mehreren Führungen, eine Reihe bedeutsamer Vorträge. Es sprechen die Universitätsprofessoren Otto Reche (Leipzig), Andrée (Münster), E. v. Giffen (Groningen), Herman Wirth (Doberan), Gustav Neckel (Berlin), Nils Åberg (Stockholm), T. D. Kendrick (London) und Hans Hahne (Halle).

Die voraussichtliche Dauer der Ausstellung „Der Heilbringer", die in Berlin mit erfreulichem Erfolg abgeschlossen hat, wird in Bremen drei bis vier Wochen betragen.

Preisausschreiben

Die Schriftleitung und der Verlag der Zeitschrift „Germanien", Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens, laden hiermit alle deutschen Vorgeschichtsfreunde ein, sich an einem photographischen Preisausschreiben:

Oberirdische Denkmäler deutscher (germanischer) Vergangenheit

zu beteiligen. Es gelten folgende Bedingungen, und es werden die nachfolgenden Preise ausgesetzt.

A. Bedingungen:

1. Zugelassen sind photographische Aufnahmen in jeder Größe und Anzahl von Liebhaber- und Berufsphotographen. Dabei bitten wir zu beachten, daß der Begriff „Deutschland" nicht die gegenwärtigen politischen Grenzen des Deutschen Reiches umfaßt, sondern die Grenzen des deutschen Volks- und Kulturbodens bzw. des germanischen Kulturbodens. Alle aufgenommenen Denkmäler müssen Beziehungen zur Zeit des deutschen Eigenglaubens aufweisen. Es muß sich also um Denkmäler handeln, die aus der Zeit vor der völligen Christianisierung der germanischen Völker stammen. Lichtbilder mittelalterlich-christlicher und mittelalterlich-weltlicher Bauwerke können bei der Preisverteilung nicht berücksichtigt werden.
2. Jeder Teilnehmer ist berechtigt, aber nicht verpflichtet, mehrere Aufnahmen einzusenden; doch kann jedem Teilnehmer höchstens ein Preis zuerkannt werden. Auch Bilder, die bereits dem Detmolder Archiv überlassen sind, können eingesandt werden, sofern der Einsender des Bildes über das unbeschränkte Veröffentlichungsrecht des betr. Bildes verfügen kann, dieses Recht also nicht etwa auf das Detmolder Archiv übergegangen ist.
3. Die Einsendungen müssen bis zum 1. Oktober 1933 unter der Anschrift: K. F. Koehler, G. m. b. H., Verlag, Preisausschreiben „Germanien", Leipzig C 1, Postfach 81, bei dem Verlag eingegangen sein.
4. Alle Einsendungen, die mit einem Preis ausgezeichnet werden, gehen mit allen Rechten in den Besitz des Verlages K. F. Koehler, G. m. b. H., über. Der Verlag behält sich vor, besonders eigenartige und für unsere Kultur bezeichnende Aufnahmen in der Zeitschrift „Germanien" zu veröffentlichen und dafür ein einmaliges Bildhonorar von RM. 5.— zu bezahlen.
5. Die Preisverteilung erfolgt unter Ausschluß jeglichen Rechtsweges am 1. November 1933 unter Mitarbeit eines Vorgeschichtsforschers, eines Künstlers, eines Mitgliedes der Schriftleitung und des Verlages.

B. Preise:

Ein 1. Preis	100.— RM. in bar
Ein 2. Preis	50.— RM. in bar
Ein 3. Preis	25.— RM. in bar
	175.— RM. in bar

Zehn 4. Preise je ein Buch (bzw. Bücher) der Koehler-Verlage im Werte von 10.— RM.

Zwanzig 5. Preise je ein Buch (bzw. Bücher) der Koehler-Verlage im Werte von je 5.— RM.

Die Verteilung der vorstehend erwähnten Preise versteht sich unter der Voraussetzung, daß genügend verwertbare Bilder von den Teilnehmern an dem vorstehenden Preisausschreiben eingesandt werden. Der Verlag behält sich auch hierüber ausschließliche Entscheidung vor.

K. F. Koehler, G. m. b. H. Verlag / Leipzig

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1933 | Juli / Heuert | Heft 7

Freunde germanischer Vorgeschichte und deutsche Sprache

Von W. Schönberger

Diese Frage in unserer Zeitschrift zu erörtern ist durchaus gerechtfertigt. Ihre Vernachlässigung muß bei den Freunden germanischer Vorgeschichte als innerer Widerspruch empfunden werden. Es hat wohl keinen Sinn, den verborgensten Spuren unserer Vorfahren mühevoll nachzuspüren und zugleich den noch lebendigen Lebensstrom, der von ihnen unmittelbar zu uns herabführt, selber durch Unachtsamkeit versiegen und verderben zu lassen: unsere deutsche Sprache!

Der Wunsch, daß sie in der Zeitschrift Germanien nicht das Stiefkind werde, das sie für weiteste Kreise der führenden Schichten ist, veranlaßt meine Ausführungen. Wie ist es heute um unsere deutsche Sprache bestellt? Der gemeine Mann im Volke versteht sie nicht. Sie ist unbrauchbar für den deutschen Dichter, weil deutsches Denken und Fühlen in ihr nicht mehr den artgerechten Ausdruck findet. Der gemeine Mann ist es, der die deutsche Sprache bewahrt und beschützt und mit ihr deutsches Wesen zugleich. Er nennt seine Geräte, seine Pflanzen und Blumen mit deutschen Namen, er faßt seine Gefühle und Gedanken in deutsche Worte. Hätte der Gebildete dieselbe Treue zu deutschem Wesen, wie der gemeine Mann, es stünde anders um das Deutschtum in der Welt! Überall wo vor Jahrhunderten der deutsche Bauer, der deutsche Handwerker unter fremden Völkern sich eine neue Heimat schufen, da sind seine Nachkommen heute noch deutsch, an der Wolga, in Sibirien, in der Dobrudscha, in den Urwäldern Brasiliens usw.! Wo aber der deutsche Gebildete in fremden Landen sich niederließ, da sind seine Kinder schon dem Deutschtum verloren gegangen. Es ist eine Folge unserer Bildungsstätten! Wer sie besucht hat, hat schwersten Schaden erlitten am eigenen deutschen Wesen: Er hat die lebendige Verbindung mit der Muttersprache so gründlich verloren, daß er unfähig ist, aus ihr neue Worte zu schaffen, wie es der gemeine Mann mühelos tut. Die schönen Worte „Widerstand", „Erdschluß", „Kurzschluß" in der Elektrotechnik hat nicht der Wissenschaftler gefunden. Der Handwerker hat sie